

Begründet
1877.

Geschützt täglich
mit Ausnahme der
Sonntags- und Festtage.

Bezugspreis
für das Vierteljahr
im Bezirk und
Nachbarortverkehr
Mk. 1.25
außerhalb Mk. 1.35.



Fernsprecher
Nr. 11.

Anzeigenpreis
bei einmaliger Ein-
rückung 10 Pfg. die
einseitige Zeile;
bei Wiederholungen
entsprechender Rabatt.

Reklamen 15 Pfg.
die Textzeile.

Sonntags-Ausgabe: „Schwarzwälder Sonntagsblatt“

Sonntags-Anzeiger und Familien-Zeitung für die Bewohner des Schwarzwaldes.

Alle Abonnenten der Zeitung „Aus den Tannen“ erhalten das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ als Sonntagsausgabe gratis.

Das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ kann auch für sich als selbständige Wochenausgabe bezogen werden und kostet im Vierteljahr 50 Pfg.

Nr. 15.	Ausgabeort Altensteig-Stadt.	Sonntag, den 19. Januar	Amtsblatt für Pfalzgrafenweiler.	1908.
---------	------------------------------	-------------------------	----------------------------------	-------

Bestellungen

auf unser „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ können jederzeit bei den Agenten und bei allen Postanstalten, Briefträgern und Landpostboten, sowie in der Expedition in Altensteig gemacht werden.

Bezugspreis im Vierteljahr

durch die Agenten oder durch die Post bezogen

überall nur 50 Pfennig.

Die Leser der Zeitung „Aus den Tannen“ erhalten das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ als Sonntagsausgabe gratis!

Zeitgemäße Sonntags-Plauderei.

(Nachdruck verboten.)

Es dürfte wirklich schwer fallen, etwas Schöneres zu schauen, als die echte Freude in einem Kinderantlitz. Wenn man überhaupt die Freude in ihrer reinsten Gestalt, in ihrem wahren Wesen sehen will, so muß man sie in einem Kinder- gesicht suchen. Der Erwachsene kann sich gar nicht mehr so freuen, wie ein Kind es tut, es sei denn, er sei ein großes, glückliches Kind geblieben. In der Regel aber wird seine Freude selten ganz rein sein, dazu ist er viel zu kritisch gestimmt, zu sehr vom Leben mitgenommen, zu sehr dazu veranlagt, selbst am Glück herumzumädeln und selbst im Augen- blick des Glückes an das Unglück zu denken. Von dieser Art des Erwachsenen ist aber beim Kind noch keine Spur zu finden.

Des Kindes Freude ist so ursprünglich, seine Natürlichkeit so wahr und natürlich, sein kleines Herz im Augenblick der Freude so gänzlich ausgefüllt, daß ein trübes Empfinden daneben gar keinen Platz hat. Und dabei gibt es wohl nichts in der Welt, was sein Herz nicht freudig erbeben lassen könnte, von den prächtigsten Dingen bis zu den win- zigsten Sachen hinab. Wohl strahlt sein ganzes Gesicht beim Anblick der brennenden Weihnachtskerzen, wohl kann ein kleines Mädchen in Entzücken geraten, wenn ihm eine große, prächtige Puppe geschenkt wird, aber ganz ebenso sehr und ebenso aufrichtig kann es sich über die nichtigsten Dinge freuen. Ein bunter Lappen, ein Stück Glas, das erste Klümchen im Garten, der Tropfen am Fenster, Mutter's Schürze, die es umbinden, Vater's Schuhe, die es anziehen darf, die Blasen, die im Teig aufspringen und die Schneeflocken, die am Fenster vorbeiwirbeln, alle diese tausend Kleinigkeiten können ein Kinderherz so froh machen, daß sein Herz vor Lust zerspringen, daß es mit dem Dichter wohl manchmal ausrufen möchte: „Und mit all meiner Freud', was sang' ich noch an!“ Ja, frage einmal jenes Kind, weshalb es so jubelnd jauchzt; „ich freue mich eben“, wird es antworten, vielleicht nicht ohne Erstaunen, daß man zu Freuen einen besonderen Grund haben müsse.

„Freierheit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gist ausgenommen“, sagt Jean Paul. Ist das nicht eine ernste Mahnung an die Erzieher, dieses heitere Freudenblau des Kinderhimmels niemals zu trüben? Gewißlich sind ja die meisten Eltern von Herzen willens, ihren Kindern Freude zu bereiten, und viele Kinder haben Ueberfluß an Dingen, wodurch die Eltern ihnen Vergnügen zu bereiten glauben. An äußerer Unterhaltung fehlt es unseren Kindern keineswegs, und doch, wie gelangweilt, ermüdet schauen uns ihre Augen oftmals an. Das kostbare Bielerei kann es allein noch nicht schaffen, es muß die innere, warme Beseelung dazu kommen, die Eltern müssen die Kunst verstehen, die Kinderfreude in hellen Funken herauszulocken aus dem Gemüt

Im Winter.

Winter ist es. In dem weiten Reiche
Der Natur herrscht tiefe Einsamkeit,
Und sie selbst liegt, eine schöne Leiche,
Ruhig in dem weißen Sterbelleid.
Ihre Blumenkinder ruhn geborgen
An der Mutter Brust, mit ihr bedeckt,
Träumend von dem Auferstehungsmorgen,
Wo der Lenz sie aus dem Schlummer weckt.

Aller deiner Pracht bist du entledigt,
Erde, deine Schönheit ist dahin,
Und du selbst bist eine Leichenpredigt
Von erbauungsvollem, tiefem Sinn.
Was die Erde hat, kann nicht bestehen,
Ihre Gabe heißt Vergänglichkeit,
Aufwärts zu dem Himmel mußt du sehen,
Suchst du ew'ge Schön' und Herrlichkeit.

Laß zum Himmel dich die Erde weisen,
Suche deine Heimat nicht auf ihr,
Du mußt weiter, immer weiter reisen,
Deines Bleibens ist nicht lange hier.
Ew'ge Güter suchst du hier vergebens,
Darum such im Himmel deinen Schatz,
Von der Erde nur, am Ziel des Lebens,
Für das Kleid von Staube einen Platz.

Aber wenn die Osterlieder klingen
Und der große Ostermorgen graut,
Muß dir auch die Erde wiederdringen
Seine Hülle, die ihr anvertraut.
Sieh, so ist und so bleibt nichts ihr eigen
Suche nicht, was sie nicht hat, bei ihr;
Laß von ihr dich hin zum Himmel zeigen,
Ew'ges Heil findest du nur über dir.

G. J. P. Spitta.

der Kleinen, sie dürfen es nicht für unter ihrer Würde halten, das kindliche Empfinden begreifen zu lernen und an ihrer Freude mit teilzunehmen.

Die Kinderstube muß also eine Halle der Freude werden, die Mutter muß ihr Kind zum freudigen Erleben bringen. Und dazu bedarf es durchaus nicht großer Mittel. Ein einziges heiteres, gütiges Wort der Mutter, begleitet von einem freundlichen Blick, zaubert schon die Blume der Freude ins

Herz des Kindes; ein einziges laises Streicheln seines Locken- haares läßt die Freudenschwingen sich schon zum frohen Fluge erheben; trauliche Geschichten, vielleicht von des Kindes ärmlicher Puppe, von dem Wilsbe an der Wand, kindliche Märchen, in der Dämmerung erzählt, werden ihre erfreuende Wirkung niemals verfehlen. Ein liebevolles Ein- gehen auf den kindlichen Gedankenkreis, in ihrer Weise die Dinge ihrer Umgebung anzuschauen, das sind Freudenquellen für das kleine Menschenkind. Ein Gang durch Wald und Feld, aber mit offenem Auge und Ohr und mit heiterem Gemüt getan, schafft sicher dem Kinde mehr Freude, als kostbare Sachen. Und oft genügt es schon, das Kind ge- wahren, sich selbst zu überlassen, es nicht zu stören, wenn es auf den Flügeln der Freude in sein selbstgeschaffenes Wunderland geist ist.

Eine strenge Faust ist überhaupt der Freude fernzuhalten, denn letztere ist eine gar zarte Pflanze. Ein plötzlicher rauher Reif tötet wohl schnell die Blume in der Nacht; aber scheint die warme milde Sonne, dann erglänzen ihre prächtig leuchtenden Farben zu um so größerer Herrlichkeit. So gedeiht auch die Freude nur im Sonnenschein warmer Liebe, ein liebloses Gemüt aber tötet sie.

Und wie können Erzieher die rechte Kinderfreude als mächtigen Erziehungsfaktor unbeachtet lassen? Ernst, Strenge, Risikant ziehen meist ein Kinderherz zusammen und erwecken in ihm weiter nichts als knechtische Furcht und Abneigung; aber wenn man die Blumen der Freude zu entfachen ver- steht, da geht das Herz auf, es wird weich und empfänglich für den Samen, den man hineinstreuen will. „Freudigkeit“, sagt Jean Paul, „ist das beste Seelenmittel gegen die Kinderkrankheiten des Verdrusses, des Starens und des Zürnens“. Und wem wird das kindliche Herz wohl mit mehr Liebe entgegen schlagen, dem, der das Lachen aus seinen Augen verbannen möchte oder dem, der sich mit dem gol- denen Schläffelfchen der Freude des Kindes Herz erschließt?

Und was für ein Erbteil gibt man dem Kinde ins Leben mit, dem man das Freuen gelassen hat! Man hat ihm damit für seine ganze spätere Lebenszeit eine so köst- liche wie seltene Kunst gelehrt. Wer eine freudentreiche Jugend genoss, der wird auch in späteren Jahren nicht so leicht die Heiterkeit der Seele verlieren; er wird die Kleinen freuden, die das Leben jedem bietet, nicht verächtlich über- sehen, weil er vielleicht das große Glück nicht erringen kann, nach dem seine Seele lechzt.

Und es sind uns die Kinder, die sich über so kleine Dinge „halbtot“ freuen können, zugleich eine Mahnung, es ihnen darin gleich zu tun. An ihrem Feuer kann sich das unsere schnell entzünden, sie geben uns die kostbare Lehre, wie man das Leben heiter genießen kann. Wenn irgend wo, dann paßt auch in dieser Beziehung das Wort Christi auf sie und uns: Werbet wie die Kinder!

Darum nur keine traurigen Kindergesichter! Es ist eine der wichtigsten Fragen, die uns Erzieher nur immer be- schäftigen kann: Wie bereite ich meinen Kindern eine Freude? Diese Frage ist oft wichtiger als die nach Nahrung und Kleidung. Denn um es zu nähren und zu kleiden, um ihm irgend einen Genuß zu verschaffen, bedarf es oft nur eines Griffes in die gefüllte Börse, um es aber von Herzen froh zu machen, bedarf es mehr, denn da muß vor allem unser Herz mit nachdenken, raten, handeln.

Wenn später einmal das Leben den Menschen arg mi- nimmt — und wem wäre dagegen wohl ein Freibrief ge- worden? — sollte er wenigstens auf eine Zeit zurückblicken können, wo er sich wahrhaft und aufrichtig freuen durfte, und diese Freude aus der Kinderzeit wird imstande sein, noch einen hellen Schein zu werfen auf die Not und das Dunkel eines späteren Alters.

Wochen-Rundschau.

Deutschparteiliche Landesversammlung.

Am letzten Sonntage hat, kurz nach der Volkspartei, die Deutsche Partei in Stuttgart ihre jährliche Landesversammlung abgehalten. Auch hier spielte bei den Erörterungen die Blockpolitik im Reiche eine große Rolle, und es mag gleich gesagt werden, daß sich die Landesversammlung unzweifelhaft und entschieden zum Block bekannte. Das kam in einer Entschliessung zum Ausdruck, worin den Abgeordneten Dank für ihre Tätigkeit und volle Uebereinstimmung damit erklärt, und worin ferner die Erwartung ausgesprochen wird, daß die den Block bildenden Fraktionen, namentlich die nationalliberale Fraktion dem in den letzten Wahlen unzweifelhaft großen Willen des deutschen Volkes Rechnung tragen und unter Zurückstellung der Trennungspunkte alles daran setzen werden, um die Durchführung der Blockpolitik als einer politischen Notwendigkeit zu ermöglichen. Die Annahme dieser Entschliessung erfolgte einstimmig. Für den Vortrag über die Fragen der Reichspolitik war Reichstagsabgeordneter Landgerichtsdirektor Dr. Heinze-Dresden gewonnen worden. Er behandelte besonders die Wahlrechtsfrage in Preußen und bemühte sich dabei, seinen Zuhörern die preussischen (und auch sächsischen) Verhältnisse und Gesichtspunkte klar zu machen, was allerdings wohl nur bis zu einem gewissen Grade gelungen ist. Ueber die Arbeiten und Aufgaben des Landtags erstattete Abg. Kibel-Gannstatt einen sehr eingehenden Bericht. Seine Ausführungen waren, wie übrigens auch die einleitenden Worte des Vorsitzenden, Prof. Dieber, auf eine Betonung des liberalen Charakters der Partei gerichtet. Hervorzuheben ist dabei, daß Abg. Kibel gegen den Bauernbund polemische Bemerkungen machte, wie man sie aus der Deutschen Partei bisher nicht häufig vernommen hat. Im einzelnen ging der Redner ein auf die Eisenbahnfragen, auf die Schaffung einer Vermögenssteuer, auf die Frage einer Wertzuwachssteuer, auf die Warenhaussteuer und die Konsumvereine, auf die Schulfragen u. In Verbindung mit der Landesversammlung wurde für die Partei eine neue Satzung beraten. Oberste beschließende Instanz soll künftig eine von den Vereinen zu beschickende Vertreterversammlung sein. Bemerkenswert ist besonders, daß die Deutsche Partei fernerhin auch die Bezeichnung „Nationalliberale Partei“ führt; die „Firma“ lautet jetzt: „Nationalliberale Partei — Deutsche Partei — in Württemberg“. Die neue Satzung mit dieser Aenderung wurde einstimmig angenommen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß sich in der Deutschen Partei gegen die Annahme des Namens „Nationalliberale Partei“ Widerspruch erhob. Darin ist also Wandel eingetreten. Uebrigens kein Umstand, der Kommentare rechtfertigt. Wir erleben es ja alle Tage, daß die Welt rund ist und sich dreht. Die stolzen Säulen dersten. Der württembergische Landesausschuß hat jüngst auch über seine Stellungnahme auf dem bevorstehenden Kaiserer Delegiertentage beraten. Zu einem Ergebnis vermochte man in dieser Sitzung, was immerhin bemerkenswert ist, nicht zu gelangen, so daß eine neue Beratung angefeht wurde.

Preußenwahlrecht als Blockgefahr.

Einen Präzedenzfall für den Block im Reiche werde, so sagte Präsident v. Bayer auf der demokratischen Dreikönigtagsversammlung in Stuttgart, die preuß. Wahlrechtsfrage bilden. Er hat wohl recht gehabt. Der „Präzedenzfall“ ist gegenwärtig bereits der Probe ausgesetzt; denn am letzten Freitag hat Fürst Bälou, Reichskanzler und preussischer Ministerpräsident, auf die alte Interpellation der Freisinnigen über die Stellungnahme der preussischen Regierung zur Wahlreform die Antwort erteilt. Er hat diese Antwort erteilt nicht in einer schönen Rede, wie sie dem wortgewandten leitenden Staatsmann sonst so leicht von den Lippen fließt, sondern durch das Ablefen einer langweilig stilisierten Erklärung, die weithin in den Parteien und im Volk Unzufriedenheit und Befremden erregt und nur an einer Stelle Zustimmung und Beifall gefunden hat, aber wenigstens auch hier nicht ohne Einschränkung, nämlich bei der Rechts. Fürst Bälou erkaunte zwar an, daß das preussische Wahlsystem Mängel habe, über deren Beseitigung Erwägungen angestellt werden. Zu welchen Ergebnissen diese Erwägungen führen werden, steht dahin. Aber das steht nach dem Fürsten Bälou für die preussische Regierung fest, daß die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen „mit Rücksicht auf das Staatswohl“ ausgeschlossen ist. Auch die Ersetzung der öffentlichen Stimmabgabe durch eine geheime Abstimmung wurde abgelehnt. Jede gesunde Reform müsse den Einfluß der breiten Schichten des Mittelstandes auf das Wahlergebnis aufrechterhalten und auf eine gerechte Abstufung des Gewichts der Wahlstimmen Bedacht nehmen müssen. Ob das unter Zugrundelegung der Steuerleistungen oder auf andere Weise durch eine Abstufung des Stimmrechts nach Alter, Besitz, Bildung und dergl. zu erreichen ist, wird eben „erwogen“. Eine Vorlage wird, wenn die „Erwägungen“ fertig sind, kommen, aber keinesfalls in der gegenwärtigen Tagung des preussischen Landtags. Das ist so der Inhalt der Erklärung des Fürsten Bälou. Man hört daraus vor allem nur das „Nein“. Vom Reichstagswahlrecht für Preußen will die preussische Regierung nichts wissen, und das ist — man mag zu der Sache grundsätzlich stehen wie man will — durchaus begründlich, schon aus dem einfachen Grunde, weil bei der Zusammenfassung des preussischen Abgeordnetenhauses und Herrenhauses eine Wahlreform auf jener Grundlage in absehbarer Zeit vollkommen aussichtslos

wäre. Aber die Regierung des Fürsten Bälou will auch an der öffentlichen Stimmabgabe festhalten, und das ist, man mag es drehen und wenden wie man will, das Gegenteil von dem, was ein Liberaler nach seinen politischen Grundfähn verlangen muß. Was die preuss. Regierung nicht will, sieht man also, nicht aber sieht man, was sie will. Es scheint, daß ihr ein Mehrstimmen-Wahlrecht vor-schwebt, für das auch die Nationalliberalen eintreten. Sicher ist das freilich nicht. Auch davon hört man nichts, ob nach der Meinung der preussischen Regierung das indirekte Wahlverfahren beibehalten oder ob direkte Wahl geschehen soll. Ferner wird über die Neueinteilung der Wahlkreise, das Nächstliegende von allem, kein Wort gesagt. Die Erklärung des Fürsten Bälou hat weithin in liberalen Kreisen, namentlich bei den freisinnigen Parteien, einen Eindruck gemacht, wie er üblich nicht sein konnte, und viele Umstände sprechen dafür, wenige dagegen, daß der Block in seinen letzten Tagen liegt. Auf der Linken bleibt man dabei, daß es unmöglich ist, im Reiche liberalisierend Blockpolitik zu machen, im führenden Bundesstaate aber jegliches Zugeständnis an den Liberalismus abzuweisen. Wenn der Block nichts anderes sein soll, als eine Versicherungsanstalt für den Fürsten Bälou zu dem Zwecke, diesen im Amte zu halten, so bedankt man sich auf liberaler Seite dafür. Aber werden nun die Linken liberalen mit Pauken und Trommeln das Blocklager verlassen und wieder in die Oppositionsstellung ziehen? Kaum. An Kundgebungen in diesem Sinne fehlt es ja nicht, und in Versammlungen werden dahingehende Entschliessungen gefaßt. Aber die verantwortlichen Instanzen, die Fraktionen, sind weniger schnell fertig. Zunächst ist man jedenfalls noch nicht einig geworden, und von einer feierlichen Abschaffung des Blocks kann keine Rede sein. Das ist zweifellos eine bemerkenswerte Erscheinung insofern, als sie veranschaulicht, wie stark die Ueberzeugung von der inneren Notwendigkeit der Blockpolitik ist. Im liberalen Lager weiß man allerwege, wenn heute der Block zerfällt, ist morgen das Zentrum wieder Trumpf, und danach hat auf dieser Seite Niemand ein Verlangen. Aber dennoch hat der Block jetzt einen „Anack“ bekommen, von dem er sich wahrscheinlich nicht erholen wird. Das Vertrauen zum Fürsten Bälou ist schwer, ja unheilbar, erschüttert worden. Man hat im linksliberalen Lager den Glauben nicht mehr, daß ihm der Block wirklich ein Mittel ist, große Ziele zum Wohle des Vaterlandes zu erreichen. Man wird vielmehr den Gedanken nicht los, daß Fürst Bälou nur ein Ziel hat, nämlich sich im Amte zu halten. Das Interesse daran ist nun freilich gering geworden; immerhin den Fürsten Bälou zu stürzen, haben die Liberalen auch kein Interesse, denn weit und breit ist kein Mann zu sehen, der ein besserer Reichskanzler sein könnte. Aus alledem ergibt sich eine schier beispiellose politische Situation. Keinerlich wird wohl im Reichstag zunächst alles so ziemlich beim alten bleiben. Die Linke wird nach wie vor mitarbeiten, die vorliegenden Entwürfe, die immerhin einiges Gute bringen, unter Dach zu schaffen. Wenn aber einmal die Steuerreform an die Reihe kommt, wird der kritischste Punkt erreicht sein. Prophezeien wollen wir nicht, denn das ist ein unbandbares Geschäft; aber wir müssen sagen, daß wir der weiteren Entwicklung der Dinge — wenn wir uns auf den Blockstandpunkt stellen — mit geringer Zuversicht entgegenblicken. Uebrigens müssen wir hier nicht nur von den Blockparteien reden, sondern auch von den Sozialdemokraten. Diese haben nämlich in Preußen eine große Aktion gegen die „Dreiklassen-schmach“ ins Werk gesetzt. An sich wird kein Reich etwas dagegen einwenden, wenn die Sozialdemokratie für die Reform des preussischen Wahlrechts Kundgebungen veranstaltet. Nur kommt es auf die Form an. Die Sozialdemokraten haben nicht nur in zahlreichen Versammlungen in Berlin und in den preussischen Provinzialstädten für die Wahlreform demonstriert, sie haben nicht nur die Abgeordneten u. antelegraphiert, sondern sie sind auch in Berlin auf die Straße gegangen. Als Fürst Bälou am Freitag im preuss. Abgeordnetenhaus die Erklärung abgab, die wir oben erwähnt haben, spezialste eine Menge vor dem preuss. Abgeordnetenhaus und auch sonst. Das war das Vorspiel für den Sonntag. Im Anschluß an zahlreiche Versammlungen zogen nach einem wohl-vorbereiteten Plane tausende und abertausende durch die Straßen in die innere Stadt, insbesondere mit dem Ziel Königliches Schloß. Die Polizei hatte indessen große Vorbereitungen getroffen, auch energische Warnungen erlassen. Demgemäß wurde den Massen der Marsch in das Zentrum verwehrt und deren Zurückdrängung und Zerstreung in die Seitenstraßen betrieben. Es kam dabei stellenweise zu großen Ausschreitungen und Zusammenstößen mit den Polizeikräften. Eine Anzahl Personen wurde durch Säbelhiebe verletzt, ebenso einige Schutzleute. Ueber hundert Personen wurden festgenommen. Ein paar Schiffe fielen aus der Menge. Diese Straßenkundgebungen werden selbst in Blättern, die politisch sehr weit links stehen, entschieden verurteilt. Es ist in der Tat absurd zu glauben, daß eine Reform des preuss. Wahlrechts durch Straßenkundgebungen herbeigeführt werden könnte. Höchstens werden so und so viele Menschen ins Angliß geführt. In Berlin ist es eben nicht so, wie etwa in Petersburg oder Paris oder sonst wo. Die Politik der Straße ist bei uns die unschickbarste, die man sich denken kann. Letzte wie Rosa Luxemburg, die in der Sozialdemokratie das große Wort führen, wollen das freilich nicht begreifen.

Aus dem Reichstag.

Der Reichstag hat sich in dieser Berichtswochen durchweg mit Gegenständen ohne hochpolitische Bedeutung — wenig-

stens unter dem Gesichtspunkte der Blockpolitik betrachtet — befaßt und etliche „erste Lesungen“ vorgenommen. Wir nennen die Novelle zum Gesetz über den Unterstufungs-wohnsitz, der an eine Kommission verwiesen wurde. Das gleiche geschah mit dem Gesetzentwurf über den Vogelschutz, der eine Eindämmung der zunehmenden Ausrottung unserer Singvögel bezweckt, aber darin nach der Auffassung vieler noch nicht weit genug geht. Eine wirkliche Abhilfe dieses bedauerlichen Mißstandes ist übrigens nur auf dem Wege internationaler Vereinbarungen möglich. Weiterhin wurde beraten der Gesetzentwurf über die Maß- und Gewichtordnung, der Gesetzentwurf über die Haftung des Tierhalters (der eine Verminderung der Haftpflicht in der Weise bezweckt, daß der Tierhalter nur haftbar für Schäden sein soll, die durch sein Verschulden entstanden sind). Der Entwurf wurde beifällig aufgenommen. Weniger der Fall war das mit dem Regierungsentwurf betr. die Abänderung des Art. 63 des Handelsregulativs dahin, daß ein Handlungsgehilfe im Krankheitsfalle für 6 Wochen Anspruch auf Fortbezug des Gehalts hat, aber unter Abzug des Betrags des Krankengeldes. Nach der jetzt geltenden Bestimmung darf das Krankengeld nicht abgezogen werden. Die vorgeschlagene Aenderung, die den Handlungsgehilfen künftig ungünstiger stellt, wurde von Rednern verschiedener Parteien als unsozial lebhaft bemängelt und bekämpft. Auch dieser Entwurf ging an die Kommission. Dann kam die Novelle zum Vieh-seuchengesetz an die Reihe, die eine Reihe recht einschneidender Bestimmungen zur Seuchenbekämpfung enthält. Das wichtigste an den dieswöchigen Reichstagsverhandlungen ist die Debatte über die Anfrage vom Abgeordneten Kanitz und den Konservativen über den hohen Bankdiskont. Gerade einen Tag vorher war der Reichsbankdiskont von 7% auf 6% Prozent herabgesetzt worden, was freilich immer noch hoch genug ist. Graf Kanitz, der die Interpellation begründete, führte die üblichen Erscheinungen des Wirtschaftslebens hauptsächlich auf die Geldteuerung zurück und trat dafür ein, dem Silber weitergehende gesetzliche Zahlungskraft zu geben. Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg führte die Geldteuerung auf die großen Ansprüche des deutschen Wirtschaftslebens an den Geldmarkt und auf internationale Ursachen zurück. Er betonte, daß kein Grund zu Befürchtungen vorliege, und daß das deutsche Wirtschaftsleben in seiner Gesamtheit gesund sei. An der bewährten Grundlage unseres Währungs- und Banksystems soll nicht gerüttelt werden. Im Uebrigen stellte der Staatssekretär eine Vorlage über die vermehrte Ausprägung von Silbermünzen und auch etwaige weitere Reformen, auf Grund der eingeleiteten Erhebungen, in Aussicht. Der neue Reichsbankpräsident Havenstein verbreitete sich dann noch in einzelnen über die Ursache der Geldteuerung und die finanziellen Verhältnisse, wobei er namentlich einen Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich in dieser Sache als nicht angängig bezeichnete. Die Redner der Nationalliberalen und der Freisinnigen traten besonders für die ungeschwächte Aufrechterhaltung der Goldwährung ein; der Freisinnige Rämpf machte unsere schutzlosnerische Wirtschaftspolitik wesentlich für die Kalamität verantwortlich. Der Freikonservative Freiherr v. Camp hingegen kritisierte die liberale Finanzwirtschaft des Reichs und mahnte zur Spar-samkeit.

Kaiser und Flottenkrisis.

Der Streit im Flottenverein um den General Reim hat in der letzten Zeit eine Wendung genommen, die wahrscheinlich entscheidend ist. Der Kaiser selbst hat sich gegen Reim erklärt. Nicht mißzuverstehen war eine Notiz in der „Nordd. Allg. Zeitung“, daß im Falle des Verbleibens des Generals Reim in der Stellung des Geschäftsführenden Vorsitzenden Prinz Heinrich von Preußen im Einvernehmen mit dem Kaiser das Protektorat über den Verein niederzulegen werde. Der Verein Berlin-Brandenburg telegraphierte daraufhin un-gemein eifrig den Kaiser an und erhielt ein Antworttele-gramm, worin er seinen Standpunkt den „Märkern“ gegen-über bekräftigte und seiner Befriedigung darüber Ausdruck gab, sich mit ihnen in Uebereinstimmung zu befinden. Auch sonst zeigt sich nach der kaiserlichen Stellungnahme eine starke Neigung zur Abschwenkung von General Reim und dem Präsidium. Der Ausschuß des württembergischen Vereins, der leghin zur Beratung versammelt war, hat sich über seine Stellungnahme noch nicht klar werden können und wird am 17. ds. noch einmal zusammentreten. Wie die Dinge liegen, dürfte es kein Zweifel sein, daß General Reim seinen Platz nicht wird behaupten können. Es wäre besser gewesen, wenn er ihn früher freiwillig geräumt hätte. Jetzt hat der Flottenverein auf alle Fälle einen „Anack“ bekommen, von dem er sich schwerlich wieder ganz erholen wird.

Neue Wendung in Marokko.

Marokko und kein Ende! Jetzt hat es in dem nord-afrikanischen Reiche, das in den letzten Jahren der hohen Politik so viel zu schaffen macht, wieder eine Ueberraschung gegeben, die sehr folgenschwer zu sein scheint. Der Gegen-sulten Mulay Hafid, von dem man schon glaubte, daß seine Herrlichkeit bald vorbei sein werde, hat seine Herrschaft in der Stille veranlaßt ausgedehnt, daß sie den größten Teil des gewaltigen Gebiets Marokko umfaßt, wenn auch vielfach nur dem Namen nach. Am 4. ds. ist er in der Hauptstadt Fez, die Sultan Abdul Aziz vor etlichen Monaten verließ, um an die Küste nach Rabat abzuschieben, zum Sultan aus-gesprochen worden an Stelle von Abdul Aziz, der des Thrones für verlustig erklärt wurde, weil er das Land den Feinden, d. h. den Franzosen, ausgeliefert. Diese Ausrufung Mulay

Hafids in Fez wird überall für eine recht ernste Sache gehalten, namentlich auch in Frankreich. Dort befindet man sich in der größten Verlegenheit. Man hatte sich nämlich auf die Seite Abdul Aziz geschlagen und diesem Beistand gegen seinen auffässigen Bruder geleistet, weil sich der schwächliche Herrscher vollständig in die Arme der Franzosen warf und tat, was sie verlangten. Gerade jetzt sollten in Paris die Verhandlungen über eine Anleihe von 150 Millionen für Marokko zum Abschluss gebracht werden, die das französische Protektorat — so hoffte man wenigstens — sicher stellen würde. Durch diese Rechnung ist nun plötzlich ein Strich gemacht worden. Die französische Regierung bezieht sich nun, von Abdul Aziz ein wenig abzurücken. Sie hat doch keine Lust, sich in unabsehbare Abenteuer zu fügen, um Abdul Aziz auf dem Throne zu halten, und zieht es vor, zunächst einmal abzuwarten, wie es nun weiter werden wird. Auch General d'Amade, der von Casablanca aus militärische Züge ins Innere unternommen hat, zögelt seinen Talendrang ein wenig. Die Franzosen haben mit den fortwährenden Reizungen der Marokkaner ein böses Wespennest aufgerührt, und es ist ihnen nun gar nicht wohl. Zu so und so vielem Male versichern sie, die Algecirassakte peinlich innehalten zu wollen, aber diesen Versicherungen ist man nachgerade überdrüssig.

Gruß an den Wald.

(Zur Erinnerung an den Herrn Reichs- und Landtagsabgeordneten Wilhelm von Göttingen, gest. 19. Jan. 1898.)

Seid gegrüßt, Ihr fernem blauen Höhen! Seid gegrüßt Ihr Leutlein in den Bergen! Gern gedenk ich längstentschwund'ner Tage, Da vereint wir Freud und Leid getragen. Gerne weilt mein Geist an trauten Orten Trinnen im verschwiegenen Waldesgrunde, Wo ich, ungestört vom Lärm des Tages, Auf den Odem der Natur gelauscht; Wo so oft in weihvollen Stunden Einsam ich mein Sinnen forschend lenkte Auf des Menschen Werden, Sein, Vergehen, Auf das Endziel seines Erdenwallens, Auf den Urquell aller ird'chen Dinge, Auf den Zweck des ganzen Weltgebäudes — Golde Bilder steh'n vor meiner Seele: Hepp'ge Fluren an des Baches Ufern, Ausgeschmückt mit tausend bunten Blumen, Mitten durch, gleich einem Silbersaden, Schlingelt sich das muntere Waldesbächlein, Hoch am Berg, hinziehend in die Weiten, Bogt der Wald mit seinen grünen Zweigen; Und die Furchen alle in dem Forste Haben aufgesteckt die jungen Triebe: Weibherzen für die Göttin Kaja, Und im Waldgrund, hoch im Tannenwipfel Regt sich's allwärts, grünt und blüht und singt es, Und die Leutchen draußen auf den Fluren Hier und dort und drüben in der Ferne Walten würdig ihres sonn'gen Amtes Gleich den ernstern Priestern des Ostris, Wie im Geist ich sinnend sie betrachte, Schweift mein Blick hinab zum Bergeshange, Zu den Tannen, jenen treuen Hütern Eines kreuzgeschmückten Gottesaders, Wehmutoolle Glodentöne dringen Von des Städtchens Kirchenturm herüber; — Sie begrüßen klagend einen Pilgrim, Der sein müdes Haupt auf heim'cher Erde Niedertegen will zur ew'gen Ruhe, Und des Landes Volk von nah und ferne Stimmt ein trauernd in der Gloden Klage, Als ob jedes mit dem teuren Toten Seinen Freund, den Vater häßt' verloren.

Jahre kamen, Jahre rollten schweigend In den großen Ocean der Zeiten; Licht und Schatten, Freuden neben Leiden Waren immer ihre Fahrgenossen. Junges Leben sproßt in Flur und Wiege, Altes sank nach ehernen Gesetzen Neuem weidend nieder in den Staub. Eines doch steht fest durch Ewigkeiten, Grünt und blüht in nie erloschenem Scheine, Grünt wie Feu' überm Leichensteine, Eines ist's des Ew'gen höchste Gabe: Treue Liebe bis zum Tod und Grabe.

W. Fr. S.

Neueste Nachrichten.

Landtagsersatzwahl Gerabronn.

* Stuttgart, 17. Jan. Bei der heutigen Landtagsersatzwahl im Bezirk Gerabronn erhielten August (Volkspartei) 2739, Schultheiß Hofmann (Bauernbund) 2082, Birtz (Sozialist) 380, Gröber (Zentrum) 19 Stimmen. August ist somit gewählt.

* Berlin, 17. Jan. Der Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 10, Graf von der Gröben, hat wegen der Affäre Schnebeck plötzlich seinen Abschied genommen.

* Salzburg, 18. Jan. Großherzog Ferdinand von Toskana, der Vater der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen, jetzigen Frau Toselli, ist gestern früh um 1/3 Uhr in Salzburg im Alter von 72 Jahren plötzlich gestorben. Leopold Wölfling und Frau Toselli werden am Leichenbegängnis nicht teilnehmen. Wölfling wurde vom toskanischen Hof vom Ableben des Großherzogs benachrichtigt, Luise angeblich nicht. Es kamen viele Beileidsbezeugungen aus fürstlichen Häusern.

Zum italienisch-abessinischen Zwischenfall.

* Rom, 17. Jan. Heute morgen erhielt der Minister des Aeußern durch eine Depesche des italienischen Botschafters in London Kenntnis, daß das britische Konsulamt gestern die Nachricht empfangen hat, daß Hauptmann Bongiovanni tot, Hauptmann Molinari verwundet und gefangen sei und daß Lugh von Segre mit dem Rest der Besatzung gehalten werde und, wie man glaube, nicht in Gefahr sei.

|| Warschau, 17. Jan. Gestern Mittag wurde in Lodz der Fabrikbesitzer Jakob Rosenblatt beim Verlassen seiner Wohnung von einem Unbekannten erschossen.

* Tanger, 17. Jan. Ein heute in der Moschee verlesener Brief des Sultans Abdul Aziz bezeichnet die Proklamation Muley Hafids in Fez als eine Tat des Böbels, die den Vorschriften des Korans zuwiderlaufe.

* Teheran, 17. Jan. Nach Telegrammen, die auf der türkischen Botschaft eingegangen sind, soll für die türkische Armee der Mobilisierungsbefehl erlassen und die Reservisten einberufen sein.

Ein Bankstraß hat in der Kölner Gegend Befürzung hervorgerufen. Die Deutz-Kalker Volksbank, deren Direktor erschossen aufgefunden wurde, hat Konkurs angemeldet. Die Bank genoss namentlich unter den kleineren Handwerkern unbegrenztes Vertrauen. Viele Familien haben ihre gesamten Ersparnisse dort angelegt.



Wilhelm Busch. †

Die praktischen Fortschritte der Funken-telegraphie.

Bei der großen Frage, ob in vielen Fällen die Telegraphie mittels Drahtleitung durch die drahtlose Funken-telegraphie zu ersetzen ist, spielen die praktischen Fortschritte der Funken-telegraphie die größte Rolle, denn dadurch allein kann die Brauchbarkeit der Funken-telegraphie bewiesen werden. Ueber die Fortschritte des deutschen Telefunken-systems bringt nun der „Elektrotechnische Anzeiger“ interessante Ausführungen, denen wir folgendes entnehmen: Die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie in Berlin, die die Systeme von Siemens, Braun und Staby-Arco unter der Bezeichnung „Telefunken“ in sich vereinigt, hat bis jetzt 641 volle Stationen fertiggestellt, während die Gesamtheit der nach den verschiedenen Systemen erbauten Stationen nur die Zahl von 1550 erreicht. Die deutsche Gesellschaft nimmt also unter den gleichartigen Unternehmungen die erste Stelle ein, insbesondere werden die Marconi-Gesellschaften von ihr weit überflügelt. Die 641 Stationen deutscher Herkunft verteilen sich auf 31 Länder Europas, Amerikas, Asiens und bestehen teils aus festen Land- und Küstenstationen, teils aus Schiffs-anlagen und fahrbaren Militärstationen. An Stationen der ersteren Art mit einer Reichweite von mindestens 200 Km., die sich aber bei einzelnen auf 500, 700 und ja noch mehr Kilometer ausdehnt, sind zurzeit 174 vorhanden. Natur-gemäß steht Deutschland an der Spitze mit 36, meist an der Nord- und Ostküste befindlichen Stationen; dazu gehört auch die große Versuchstation in Rauen mit 3000 Km. Reichweite. Dann folgen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 20 Stellen (darunter Washington, New-Orleans, San Francisco, San Juan, Porto Rico, Rußland

mit 17 Stellen, darunter die große Station Bladimostod mit 1000 Km. Reichweite über See; Oesterreich mit 10 Stellen, Dänemark mit 7 Stellen, Spanien mit 7 Stellen, Holland 6, Norwegen und Schweden je 5 usw. Von den außereuropäischen Ländern kommen besonders für die Schiff-fahrt in Betracht: Argentinien mit 4, Brasilien mit 5, China mit 6, Kuba mit 8, Mexiko mit 6, die Philippinen mit 2, die Sandwichsinseln mit einer Station. Diese festen Land- und Küstenstationen befinden sich vorwiegend in staat-lichem Besitze, gehören der Marine, der Post und Telegraphie, den Tonnen- und Hafenämtern an, und sind zum größten Teil öffentliche Anlagen.

Von den Schiffstationen sind 22 auf deutschen und holländischen Handelschiffen, 389 auf Kriegschiffen unter-gebracht. Bei den Kriegschiffen stehen Deutschland mit 140 Stellen, Rußland mit 126 Stellen obenan; es folgen die Vereinigten Staaten mit 43, Schweden mit 19, Oesterreich mit 17, Holland mit 10, Norwegen mit 8, Argentinien mit 6, Dänemark, Spanien und Brasilien mit je 5, Griechen-land mit 3, Hinterindien mit 2 Kriegschiffen. An fahr-baren Militärstationen nach dem Telefunken-system sind im Betriebe in Deutschland 14, in den Vereinigten Staaten 8, in China 6, in England 4, in Oesterreich 4 usw. Bei der Beurteilung der Verbreitung des deutschen Systemes in fremden Ländern muß man berücksichtigen, daß dort natür-lich die einheimischen Gesellschaften bevorzugt werden; die Telefunkenanlagen können dort nur allmählich vordringen und festen Fuß fassen, wenn sie sich dauernd dort als über-legen erweisen. Daß sie bisher eine solche Ausdehnung zu gewinnen vermochten, ist ein schöner Beweis für ihre Leistungs-fähigkeit.

In unseren Bildern.

Wilhelm Busch †.

Wilhelm Busch ist am 9. d. Mts. zu Nechtshausen am Harz, wo er seinen Lebensabend zubrachte, im 76. Lebens-jahre gestorben. Trauernd steht das deutsche Volk an der Bahre eines, den es lieb hatte. Wie wenige erfreute sich Wilhelm Busch einer Popularität, die Figuren aus seinen Humoresken sind zu allbekannte Typen, viele seiner Verse zu Sprichwörtern geworden. Sein „Raz und Wlorih“ wird von der deutschen Jugend ebenso gern belacht wie sein „Heiliger Antonius“, „Die fromme Helene“, „Hans Gude-bein“, „Pater Filucius“, „Knopp“ und vieles andere von den Erwachsenen. Diese fast beispiellose Popularität Busch's ist vor allem daraus zu erklären, daß er, wie selten einer, für unzählig viele Situationen im Leben das richtige Wort gefunden hat, daß er auch da, wo den Alltagsmenschen Aerger und Verdruß erfaßt, mit einer drolligen Wendung den verhöhnenden Humor seiner Schöpfungen anzubringen weiß. Und wenn ihn nicht seine Worte unsterblich machten, so hätten dies seine köstlichen, von wahrer Künstlerkraft jugendlichen Zeichnungen getan. — Geboren am 15. April 1832 zu Wiedensahl in Hannover, besuchte er die Polytech-nische Hochschule seiner Landeshauptstadt und später die Akademien von Düsseldorf, Antwerpen und München. Lange Jahre hat er in der bairischen Kunststadt zugebracht; so erschienen auch seine ersten Zeichnungen 1859 in den Mün-chener „Fliegenden Blättern“, und seine „Münchener Bilder-bogen“ fanden bald über die ganze Erde hin Verbreitung. Noch im Frühling des vergangenen Jahres konnte er in voller Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag feiern. Große Ehr-ungen wurden ihm an diesem Tage zuteil. Nun hat auch ihn das unerlöbliche Schicksal gefällt. Er, dessen sonnige Kunst uns so oft lachen machte, läßt uns nun trauernd an seinem Sarge stehen und weinen.

Das Fuggermuseum zu Augsburg.

Aus der Zeit, da der Reichtum der Familie Fugger in Augsburg im Deutschen Reiche sprichwörtlich war, haben sich in dem alt-historischen Fuggerhause daselbst einige herr-liche Räume in ihrer ursprünglichen Ausstattung im Stile der italienischen Spätrenaissance erhalten. Vor allem ist hier das sog. Badezimmer zu nennen, das wohl eher als Bibliothek und Leseraum, denn als Waschkabine der Familie Fugger gedient haben mag. Es finden sich nämlich darin die ausserlesensten Kunstschätze und reiche von wissenschaftlicher Arbeit zeugende Folianten und Gegenstände. Eine Balste des Erbauers jener Prachtträume, Johann Fuggers, befindet sich in einer Art Ausbahrung vor dem Kamin, der den Raum nach der einen Seite hin architektonisch abschließt.

Zur Trockenlegung der Zuidersee.

Die Trockenlegung der Zuidersee in Holland wird nun endlich ernstlich in Angriff genommen. Das Unternehmen, das von der niederländischen Regierung betrieben wird, soll in einem Zeitraum von 32 Jahren und mit einem Kosten-aufwand von rund 302 Millionen Mark durchgeführt werden. Unsere heutige Karte gibt einen Ueberblick der Zuider-see, worin der etwa 50 km lange Hauptabschlußdamm mit den beiden vorgeesehenen Schleusen eingezeichnet ist. Eine Bahn soll den Damm befahren. Die Trockenlegung beginnt beim sogenannten Wieringer Polder im Zuidersee. Die übr-igen auszutrocknenden Teile des Sees sind durch Puntichraffur kenntlich gemacht. Der Einfluß der Jissel bleibt bestehen und erweitert sich nach Norden zu einem neuen sogenannten Jisselmeer. Auch die Wasserzufahrtstraße nach Amsterdam bleibt frei. Im ganzen sollen 19 500 ha Kulturland ge-wonnen werden, die eine neue Provinz bilden werden.

Wo Liebe lebt, da gibt's kein Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n;
Sie hat auf neuesvolles Leben
Kein unerbittlich strenges „Nein“.
Und mag sie oft auch grollend blicken,
So wick's nur flücht'ge Welle sein;
Die Liebe kennt kein ernstlich Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n!

Durch Kampf zum Sieg.

Roman von G. Struder.

Nachdruck verboten.

Eine unbeschreibliche Erbitterung tobte in Alfred. Dieses Benehmen der Herrin ihm gegenüber war ganz unerträglich, es überstieg alles, was er bis dahin in der neuen Welt hatte hinnehmen müssen. Hätte sie ihn gleichmäßig als ihren Untergebenen behandelt, so würde er dies vielleicht geduldig ertragen haben, aber daß sie ihn in dem einen Augenblicke durch ein heftiges Wort, eine fremdblicke Miene, gewissermaßen näher zu sich emporhob, um ihn gleich darauf durch eine absichtlich verletzende Aeußerung desto tiefer herabzu stoßen, das hätte auch einen von weniger entwickeltem Ehrgefühl erfüllten Menschen erregen und erbittern müssen.

Er glaubte sie zu hassen, die in dieser Weise ihn peinigte, und doch würde er jedes Opfer für sie gebracht, sein Leben würde er auf der Stelle für sie hingeben haben, wenn sie mit einem freundlichen Blicke ihrer Augen ihn hierum gebeten hätte. Diese seelenvollen Augen, — ja seelenvoll, das war eigentlich die richtige Bezeichnung für dieselben, wie er sich sagte — die hatten es ihm angetan, und der Gedanke an sie, die er noch vierzehn Tage vielleicht niemals mehr wiedersehen sollte, der war es, welcher seine Stimmung zu einer fast verzweifelten machte.

„Und doch ist es das Beste, was mir zu tun übrig bleibt, wenn ich die Estanza sobald wie möglich verlasse,“ sprach er in seinem Zimmer nach langem Ueberlegen endlich vor sich hin, „wenn ich die Nähe derjenigen suche, die mein Lebensglück auf die Dauer untergraben muß. Denn an eine Erfüllung nur zu denken, das wäre von mir, dem armen Aufseher, dem niederen Knechte, eine Ueberheißung, ein Wahnsinn. Und hat der Herr Hartung mir nicht eine Stelle angeboten, sodas ich ohne alle Sorgen wegen der Zukunft von hier scheiden kann? Raffe dich auf, sei ein Mann, Alfred, schütte die eiteln oder vielmehr unsinnigen Gedanken von dir ab, und suche anderswo die ruhige Existenz, welche dir hier nun einmal ver sagt sein soll!“

Seinen Gedankengang unterbrach ein kräftiges Klopfen an die Zimmertüre, welche direkt auf den Hof sich öffnete. Auf sein ärgerliches Herein ging dieselbe auf, und vor ihm stand mit ihrem ersten, bronzerfarbenen Gesichte die Ramun. „Treten Sie ein, Ramun“, sprach Alfred freundlich, ihr die Hand bietend.

Sie erfaßte dieselbe zwar, erwiderte dann aber: „Ihr Zimmer werde ich nicht betreten, Don Alfredo. Ich bin hier im Auftrag der Herrin, welche Sie bitten läßt, mit ihr auszureiten.“

„Die Herrin bittet mich, mit ihr auszureiten!“ wiederholte dieser starr vor Erstaunen jene Worte; als aber die Ramun zur Bekräftigung derselben einfach mit dem Kopfe

nickte, da bedeckte sich sein Gesicht mit einer dunklen Röthe, und in heftigem Tone rief er aus: „Melden Sie der Herrin, Ramun, daß ich die mir zugedachte Ehre weder annehmen kann, noch will. Der Knecht als Cavalier der Herrin, das schickt sich zu schlecht, als daß ich einwilligen könnte, zu einer so ungeheuerlichen Tat die Hand zu bieten.“

„Don Alfredo, Sie sind ungerecht und — unhöflich gegen die Herrin,“ versetzte die Ramun ruhig. „Sie will Ihnen wohl und die Bitte, welche sie jetzt durch mich an Sie richtet, ist ein neuer Beweis ihrer wohlwollenden Gesinnung. Es ist weder ritterlich noch klug von Ihnen, die Gunst der Herrin von sich zu weisen und zu verschmähen.“

„Ich will die Gunst der Herrin nicht“, rief Alfred leidenschaftlich aus, „mir ist wohl, wenn sie mich das sein läßt, was ich bin, nämlich einen tief unter ihr stehenden Knecht. Gehen Sie und sagen Sie ihr dies, sowie, daß ich sie bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich ihrer Aufforderung keine Folge leiste.“

„Der Herrin habe ich Ihre Gesinnung und Ihre Aeußerungen indetreflich mitgeteilt, Don Alfredo,“ fuhr mit unerschütterlichem Gleichmuth die Ramun fort, „und als sie dies hörte, hat sie ihr Verhalten Ihnen gegenüber sofort aufrichtig bereut. Die Einladung zu dem Ritte soll die Sühne für ihr Vergehen sein, also sträuben Sie sich nicht länger, die zur Veröhnung dargebotene Hand zu ergreifen.“

„Um mir dann in der nächsten Minute wiederum eine doppelt verletzende oder vorgeworfene Bemerkung gefallen zu lassen. Nein, Ramun, melden Sie der Herrin, ich danke sehr für die mir zugedachte Ehre, aber ich könnte dieselbe nicht annehmen, da ich mich nicht ganz wohl fühle.“

Ein lächlicher Zug, wie ein Aufblühen der Freude, glitt bei Alfreds Worten über das Gesicht der Ramun, dann aber erwiderte sie ernst: „Wenn meine Bitten nichts helfen, so überbringe ich Ihnen in aller Form den Befehl der Herrin, mit ihr auszureiten. Diesem werden Sie sich wohl nicht widersehen wollen.“

„Nein, ganz gewiß nicht,“ versetzte er bitter, „sie ist ja die Herrin, und ich bin der Untergebene, der Knecht. Gehen Sie daher, Ramun, und teilen Sie der Herrin mit, daß ich sofort vor ihr erscheinen würde. Wo werde ich dieselbe treffen?“

„Sie wird Sie im Hofe, vor der Thür unseres Wohngebäudes erwarten, und nun bitte ich Sie,“ fügte sie zögernd hinzu, „seien Sie mir nicht böse, weil gerade ich diejenige sein mußte, die Ihnen den unangenehmen Auftrag überbrachte.“

„Ihnen sollte ich zürnen wegen einer solchen Kleinigkeit, an der Sie nicht die geringste Schuld tragen, Ihnen, die Sie mir vorhin erst das Leben gerettet haben! Nein, gute Ramun, dafür ist das Gefühl der Dankbarkeit viel zu kräftig in mir entwickelt und außerdem sind meine Sympathien für Sie viel zu mächtig, als daß selbst ein absichtlich beleidigendes Wort von Ihnen diese Gefühle vernichten oder nur schwächen könnte.“

Mit großer Lebhaftigkeit und einer Wärme der Empfindung hatte er gesprochen, wie sie bei ihm nur selten einmal zu Tage trat, und dabei unwillkürlich die Hand der Ramun ergriffen, die er innig zwischen den feinen preßte.

Eine dunkle Burgurglut ergoß sich bei dieser Berührung mit einem Male über das ganze Gesicht der vor ihm Stehenden. Im nächsten Momente jedoch hatte sie ihm heftig ihre Hand entzogen und eilte mit einem kurzen: „Also kommen Sie bald, Herr,“ von bannen.

Betroffen durch dieses schroffe Benehmen trat Alfred in sein Zimmer zurück, wo er zu dem bevorstehenden Ritte sich ankleidete und dann nach der Stelle ging, an welcher die Herrin ihn erwarten wollte.

Strahlend von Schönheit und Liebreiz saß sie bereits im Sattel auf einem prächtigen Rappen und neben ihr auf einem kolossalen Braunen die Ramun, während einige Schritte davon ein Knecht ein schönes und feuriges Pferd, welches offenbar für Alfred bestimmt war, am Zügel hielt.

„Sie haben uns lange warten lassen, Don Alfredo,“ redete die Herrin ihn an, wobei sie einen eigenen Schmelz in ihre Stimme legte und gleichzeitig mit einem Blicke ihn ansah, der den jungen Mann bis in sein Innerstes traf und wie berauschend auf ihn einwirkte. Als sie ihm hierauf so gar ihre Hand reichte, erfaßte er dieselbe und führte sie dann mit einer leidenschaftlichen Bewegung an seine Lippen.

„Sitzen Sie auf, Herr,“ fuhr Donna Maria fort, indem sie ihre Hand zurückzog und mit derselben über die Stirn strich, als wollte sie die leichte Röthe, welche dort sich gezeigt hatte, verwischen. „Sie werden neben mir reiten und dabei werden wir uns ein wenig unterhalten.“

Es konnte etwa elf Uhr morgens sein, als der Zug sich in Bewegung setzte, für einen Spazierritt über den Kamp eine ziemlich ungewöhnliche Zeit. Aber Alfred hatte ja bereits gehört, daß die Herrin ganz eigentümliche Gewohnheiten oder vielmehr Launen besaß, so daß jener Umstand, zumal in diesem Momente ihm nicht weiter beschäftigte. Seine Gedanken waren ganz wo anders hin gerichtet; er war glücklich, unbeschreiblich glücklich über die Freundlichkeit der Herrin und darüber, daß er eine oder auch einige Stunden an ihrer Seite sich sollte befinden dürfen.

Zur rechten der letzteren ritt die Ramun, welche noch ernster als gewöhnlich vor sich hinblickte, und zu ihrer Linken Alfred, dessen Wangen die fröhliche Erregung mit einem lebhaften Rot gefärbt hatte.

Etwa zehn Minuten lang waren die drei Personen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, in flotten Galopp über den Kamp geritten, als die Herrin ihr Pferd plötzlich in Schritt fallen ließ und zu Alfred sich wendend sagte: „So, jetzt wollen wir einmal recht gemüthlich mit einander plaudern. Wir hätten dies ja freilich auch auf der Estanza tun können, aber dort ist es mir immer, als wäre die Brust mir beengt, erst auf dem offenen Kamp fühle ich mich so ganz frei und wohl, und dann bin ich eher geneigt, ohne Rücksicht zu sprechen, genau so, wie ich denke und fühle. Sagen Sie mir, Herr Rehardt, haben Sie noch Eltern?“

„Nein, Gnädige, ich stehe ganz allein auf der Welt.“

„So geht es Ihnen ebenso wie mir,“ versetzte sie leise, und lauter fügte sie gleich darauf hinzu: „Es hat Ihnen wohl recht wehe getan, als ich Sie vorhin so — schroff anredete?“

„Gnädige,“ entgegnete Alfred, dessen Blut bei der Erinnerung an jene Szene rascher durch die Adern strömte, „ich habe manches in diesem Lande ertragen gelernt, was mir in meiner Heimat niemand zu bieten gewagt hätte, und da sie wünschen oder befehlen, daß wir recht offenherzig mit einander reden sollen, so will ich Ihnen auch das gestehen: dieses Ertragen ist mir im Anfange fürchterlich schwer gefallen, es hat zuweilen wilde Szenen gegeben, und dann erst wurde das Ertragen mir leichter, als ich mir jedesmal sagte, derjenige, der einen gebildeten Mann, dessen einziges Verbrechen in seiner Armut besteht, in dieser Weise zu behandeln wagt, der kann dich überhaupt nicht beleidigen, der stellt sich schon durch sein Benehmen das Zeugnis aus, daß er nicht zu

Sür unsere Jugend.

Von der Muschel und dem Fischadler.

Auf einem Felsenriff am Meeresstrande saß eine große Muschel, deren Schalen waren so breit und tief wie ein Walsbeden, und so schwer, daß ein Mann, der sie etwa hätte tragen sollen, genug Last gehabt hätte. Es war eine Riesemuschel.

Trotzdem, daß sie so groß war, gab es wohl auf der ganzen weiten Welt kein friedlicheres und harmloseres Wesen als diese Muschel. Sie saß still und ruhig auf der Muschelbank, machte ihre beiden Schalen auf und zu und trank Wasser. Dabei näherte sie sich nur von den kleinen, kaum sichtbaren Tierchen, welche im Wasser schwammen.

Täglich ward aber das Meerwasser zweimal niedriger, es trat Ebbe ein. Dann geriet die Muschel ins Trockene, machte die Schalen zu und wartete geduldig, bis nach sechs Stunden das Wasser wieder zu ihr kam. Keinem andern Geschöpf tat die Riesemuschel ein Leid.

An dem Ufer des Meeres wohnte aber auch ein Fischadler, der hatte sein Nest auf den Felsen gebaut. Dort saß er zwar stundenlang unbeweglich, aber er wartete nur darauf, daß irgend ein Fisch oder anderes Meerestier sich zeige. Dann schoß er wie ein Pfeil darauf los, packte es mit langen Krallen, zerschnitt es mit seinem Schnabel und fraß es auf. Er hätte ebenso gut Vogel „Greif“ heißen können, so gefähig war er.

So saß eines Tages der Fischadler der Muschelbank gegenüber. Dort hatte die Riesemuschel ihre Schalen aufgeschlagen, wie ein fleißiger Schüler sein Buch.

Es trat just die Ebbe ein, und die Wasser zogen sich von der Muschel zurück. Die obersten Ränder ihrer Schale schauten bereits in die Luft, und die Muschel war eben im Begriff, ihre Schalen zuzuklappen, wie es ein Schüler tut,

wenn die Lektion zu Ende ist. — da hatte der schlimme Vogel das Muscheltier erblickt. Er schoß herab wie der Blitz und fuhr mit seinen langen Krallen zwischen die klaffen den Schalen, um das friedliche Tier herauszureißen.

Aber der Räuber hatte sich verrechnet. Kaum fühlte das Muscheltier den groben Gesellen, so schlug es mit lautem Klapp die beiden schweren Schalen zusammen und klemmte den Fuß samt seinen Krallen dazwischen. Der Räuber erkannte zu spät seinen Irrtum. Die Riesemuschel war ihm zu schwer, er konnte sie nicht emportragen nach seinem Horste.

Die Muschel war stärker als er, ja er vermochte nicht einmal das Bein aus den klemmenden Schalen zu ziehen. Er schrie und zappelte vergeblich; die Muschel hielt den Dieb fest.

Da begann das Wasser nach Stunden wieder zu steigen und ertränkte den Räuber. Erst dann, als er regungslos dalag, ließ die Muschel sein Bein los. Er trieb tot auf dem Wasser dahin als warnendes Beispiel für alle die, welche zu weit greifen und anderen Friedliebenden etwas zuleide tun.

Hermann Wagner.

Raucher, Kauer und Schnupfer.

„Wist ist und bleibt Gift und der Tabak gehört auch dazu!“ sagte der alte Fritz. „Wohl möchte ich den Leuten das Rauchen und Schnupfen schon gönnen, aber das Tabaklauen muß ja die Eingeweide zerfressen!“

„Ew. Majestät,“ sagte ein Offizier aus des Königs Umgebung, „das läme auf eine Probe an, zu erfahren, wie der Tabak dem Menschen am meisten schadet.“

„Da mag er Recht haben,“ erwiderte der alte Fritz und schwiag dann eine Weile.

Am anderen Tage wurden auf des Königs Befehl drei

Juwaliden von gleichem Alter und gleich guter Gesundheit ausgewählt. Der erste war ein Raucher, der andere ein Schnupfer und der dritte ein Tabakkauer.

Diesen drei Männern ließ der König ein Häuschen in Potsdam zuweisen, ihnen alle ihre Lebensmittel und dazu soviel Rauch-, Kau- und Schnupftabak liefern, als sie bei vernünftiger Lebensweise verbrauchen konnten. Jeder der Juwaliden sollte streng bei seiner alten Gewohnheit bleiben und keiner in die des anderes übergreifen.

Zeit der Zeit trat man die drei Krieger täglich im Potsdamer Park rauchend, kauend und schnupfend.

Nach etlichen Jahren starb der Schnupfer zuerst. Der König ließ seinen Leichnam untersuchen, und es ergab sich, daß dem Schnupfer seine Tabakteilchen ins Gehirn gedrungen waren, und seine Lunge war wie mit einer schwarzen Decke überzogen. Hierdurch war schließlich der Blutumlauf gestört worden und ein Schlagfluß hatte sein Leben beendet.

Ein Jahr später starb auch der Raucher. Bei ihm ergab die ärztliche Untersuchung, daß Magen und Eingeweide völlig verbrannt und lohlschwarz geduchert erschienen.

Während der dritte Juwalide aber noch mit Wohlbehagen seinen Tabak laute und laute starb unterdessen der große König, der bekanntlich ein Schnupfer war. Der Kauer aber sagte beim Leichenzug seines Königs: „Das kommt von dem schlechten Düwelsdreck, den der große König stets in seiner Dose führte. Hätte er sich zu meiner Zahne gehalten, so würde er noch lange das Schlachtfeld behauptet haben!“

Im hohen Alter, nach des Königs Tod erst starb der Tabakkauer, aber die Untersuchung seines Körpers unterblieb.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer: Der Ziebrunnen.



denjenigen gehört, welche keine Ehre überhaupt verlieren könnten. Bei Ihnen lag die Sache anders, Gnädige. Den Worten einer Dame gegenüber ist ein wirklich gebildeter Mann ja im Grunde genommen völlig hilflos, er kann gegen dieselbe nicht aufreten, wie gegenüber einem Manne, aber daß meine Meinung von Ihnen eine unendlich höhere ist, als von allen jenen Menschen, mit denen ich früher hier zu Lande zusammengetroffen bin, so daß ich daher auch von Ihnen nur so wenig zu erwarten vermag, das möge Ihnen mein fester Entschluß, die Estanza zu verlassen, beweisen.

„Sie verstehen es in der Tat vortrefflich, mir eine Lektion zu erteilen, wenn auch Ihre letzten Worte gewissermaßen eine Duldbildung für mich enthielten,“ erwiderte die Reiterin an seiner Seite in freundlichem Tone. „Ich bin nichts weniger als erzürnt über das Erstere, ich möchte im Gegenteil beinahe wünschen, daß ich noch recht oft solche verdiente Zurechtweisungen zu hören bekäme, die für mich jedenfalls heilsamer wären, als die unterwürfigen, schmeicheleischen Worte aller anderen Personen, die ich kenne. Wenn ich Ihnen nun versprechen würde, Sie nie mehr durch mein Betragen zu verletzen, Don Alfredo, und Sie hätte, noch länger bei uns auf der Estanza zu bleiben, würden Sie mir dann diese Bitte wohl gewähren, und Ihre Absicht, uns zu verlassen, aufgeben?“

„Gnädige,“ rief Alfredo feurig aus, „ein solches Wort aus Ihrem Munde genügt für mich, um allem zu trohen, was sich mir entgegenstellen mag, dafür würde ich selbst das Schlimmste mit Freuden ertragen. Ich werde daher bleiben, und der leiseste Wink von Ihnen soll mir in Zukunft genügen, um jeden Ihrer Wünsche als den strengsten Befehl, dessen Ausführung eine heilige Pflicht mir gebietet, zu betrachten.“

„Wenn ich nun jetzt den Wunsch äußerte, daß Sie der Sekretär der Estanza würden,“ versetzte sie mit reizendem Lächeln, „würden Sie sich dann noch ebenso hartnäckig sträuben, wie vorhin?“

„Dieser Wunsch wäre mir wie alle anderen von Ihnen ein Befehl,“ erwiderte er ernst, „den ich, wenn auch nicht mit frohem Herzen erfüllen würde.“

„Sie sind unveränderlich,“ entgegnete sie, „und Ihre einmal gefassten Ideen sind nicht leicht zu erschüttern. Da Sie mir indeffen Ihr Versprechen gegeben haben, so rechne ich darauf, daß Sie morgen Ihre neue Stellung als Sekretär antreten werden. Und nun wollen wir wieder umkehren, Ramun.“

Die Ramun war bis dahin mit unerschütterlichem Ernste neben den Beiden dahingewandert. Sie sprach kein Wort, aber ihre ganze Haltung verriet, daß sie dem Verlauf des Gesprächs aufmerksam folgte. Auch jetzt erwiderte sie nichts, sondern begann einfach ebenso wie die beiden anderen Personen, ihr Pferd umzuwenden.

Im Galopp ritten sie alsdann zurück, der Estanza zu, von der weit und breit keine Spur zu erblicken war. Aber die beiden Reiterinnen sprengten auf dem ihnen bekannten Kamp so sicher vorwärts, als ob sie das Ziel ihrer Reise gerade vor sich sähen. Alfredo befand sich jetzt auf der rechten Seite der Herrin, auf der linken dagegen die Ramun.

Etwa fünf Minuten hatte der Ritt gedauert, als plötzlich dicht vor ihnen ein großer Vogel schreiend vom Boden aufstieg und hierdurch erschreckt, machte das Pferd der Ramun einen so heftigen Satz zur Seite, daß diese, wenn sie nicht eine so vorzügliche Reiterin gewesen, ganz sicher aus dem Sattel geschleudert worden wäre.

Bornig über diese Art des Pferdes, erhob die Ramun ihre schwere Peitsche und versetzte demselben einen gewaltigen Hieb, hierdurch aber wurde das Tier vollständig schen gemacht. Mit einem Male warf es den Kopf weit zurück und eilte in rasendem Laufe über die Ebene dahin, ohne daß die Reiterin, welche mit beiden Händen an den Zügeln saß, imstande gewesen wäre, das Tier zu bändigen.

„Wir müssen ihr nach, Don Alfredo!“, rief die Herrin aus. Die Peitschen sausten auf die Pferde nieder und schnell wie der Wind stürmten beide hinter der Ramun her, deren üppiges Haar sich losgelöst hatte und wild im Winde flatterte.

Der tolle Ritt dauerte nicht lange. Plötzlich stieß die Herrin einen Schrei des Entsetzens aus und in diesem Augenblick bemerkte Alfredo, wie das Pferd der Ramun zusammenstürzte und seine Reiterin mit großer Gewalt auf den Boden schleuderte.

Das Pferd erhob sich gleich darauf und setzte seinen unterbrochenen Lauf über den Kamp weiter fort, die Ramun dagegen blieb regungslos liegen.

Im nächsten Moment waren Alfredo und Donna Maria an der Unglücksstätte angelangt. Mit einem Satze war der Erstere aus dem Sattel und neben der Verunglückten, an deren Seite er niederkniete. Voll innigster Teilnahme betrachtete er ihr aschfarben gewordenes Gesicht, er ergriß

ihre Hand und fühlte ihren Puls und dann sagte er zu seiner Begleiterin, die mit dem Ausdruck der tiefsten Angst auf die Leblose blickte: „Sie lebt, Herrin, und eine Verletzung ist nicht wahrzunehmen. Wir wollen hoffen, daß die heftige Erschütterung nur eine Ohnmacht bei ihr hervorgerufen hat.“

„Helfen Sie mir vom Pferde, Herr!“ befahl sie in erregtem Tone, als jedoch Alfredo hinzueilte, um ihr die Hand zum Absteigen hinzuhalten, machte sie in ihrer Aufregung eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und erhob sich im Hügel. Dann legte sie beide Arme auf seine Schulter und ließ sich von ihm zur Erde heben, wo sie neben der bewußtlosen Ramun sich niederwarf und sie leidenschaftlich umschlingend in den zärtlichsten Ausdrücken zum Leben zurückzurufen suchte.

Der außerordentliche Schmerz seiner Herrin und ihre Teilnahme für die arme Indianerin rührten Alfredo tief. Er trat dicht an die Gruppe heran und sprach mit merklich bebender Stimme: „Sie regen sich unnötigerweise auf, Herrin. Ich verstehe ein wenig von der Medizin und ich kann Sie versichern, daß die bedauerndste Ramun bald wieder zum Bewußtsein zurückkehren wird. Hier können wir mit ihr indeffen nicht bleiben, vielmehr müssen wir dafür Sorge tragen, daß sie sobald wie möglich nach der Estanza kommt,

Alfred, indem er ihr beim Aufsteigen behilflich war; „ich kenne meine Körperkräfte. Jede Belohnung dafür, daß ich einer Unglücklichen, so weit ich hierzu imstande bin, helfe, muß ich indeffen ablehnen, und ich hätte auch wahrlich nicht erwartet, daß Sie mir eine solche anbieten würden.“

„Keine Vorwürfe in diesem Augenblicke, Herr“, versetzte sie streng. „Es handelt sich um das Leben eines Menschen, und da müssen sonstige Gedanken und Rücksichten völlig zurücktreten.“

Alfred erwiderte nichts. Er ging zu der Bewußtlosen und hob sie mit seinen starken Armen vom Boden, worauf er sich mit ihr nicht ohne Anstrengung in den Sattel schwang. Dort legte er sie auf diese Weise vor sich, daß der Kopf an seiner Schulter und der übrige Körper in seinen Armen ruhte, und dann sagte er einfach: „Ich bin bereit, Gnädige.“

„In Gottes Namen denn vorwärts“, erwiderte diese und in leichtem Galopp ging es weiter.

Sie befanden sich der Estanza näher, als sie geglaubt hatten, denn zu ihrer Ueberraschung tauchten schon nach wenigen Minuten die Gebäulichkeiten derselben vor ihnen auf. „Wibt sie noch immer kein Lebenszeichen von sich?“ fragte jetzt die Herrin besorgt, indem sie dichter an Alfredo heranritt.

Die Antwort wurde diesem erspart. Denn mit einem Male entströmte ein Seufzer den Lippen der Ramun, sie öffnete die Augen und schaute verwundert wie geistesabwesend um sich. Ein stilles Lächeln glitt über ihre Lippen, als sie das Gesicht Alfredo, der unwillkürlich sein Pferd angehalten hatte, über sich erblickte. Als aber jetzt die Herrin plötzlich jubelnd ausrief: „Gottlob, Du lebst, meine liebe Ramun“, da fuhr diese zusammen, alles Blut schoß ihr mit einem Male ins Antlitz, und ehe Alfredo es zu verhindern vermochte, war sie aufgeschreckt und zur Erde gesprungen.

Fortsetzung folgt.



Aus dem kürzlich eröffneten Pagenmuseum in Augsburg: Das sogenannte Vadrzimmer mit de. Wäite Johann Fugg vö.

um dort eine exzellente Pflege zu erhalten. Ich schlage aber vor, daß wir wieder aufsteigen und schleunigst den Heimweg antreten. Die Bewußtlose werde ich zu mir auf mein Pferd nehmen und sie in meinen Armen tragen.“

„Wenn sie nur nicht stirbt“, rief Donna Maria aus. „O, Gott, was sollte ich dann noch allein auf der Welt beginnen!“

„Beruhigen Sie sich doch, um des Himmels willen, Herrin, und glauben Sie meinen Worten. Ramun lebt noch, aber daß ihr recht bald die nötige Hilfe zu Teil wird, und daß weitere Folgen des Unfalles von ihr fern gehalten werden, das hängt jetzt von Ihrer Kaltblütigkeit und Entschlossenheit ab. Sie müssen mutig sein, Ihrer Dienerin wegen.“

„Ramun ist meine Dienerin nicht, sie ist meine beste und einzige Freundin“, entgegnete sie unwillig.

„Ich will Ihrem Rate folgen, Herr. Helfen Sie mir in den Sattel, und dann sorgen Sie für Ramun. Alles, was in meinen Kräften steht, will ich tun, um Sie zu belohnen, wenn Sie dieselbe glücklich nach Hause bringen. Wenn nur Ihre Körperkräfte hierzu ausreichen, denn sie ist ungewöhnlich groß und stark, meine arme Ramun.“

„Seien Sie deshalb außer Sorgen, Gnädige“, entgegnete

Die Verschiedenheit der Kinder.

Nichts ist erklärlicher als die Tatsache, daß Geschwister in ihrem ganzen Charakter und Temperament voneinander verschieden sind. Ganz davon abgesehen, daß ein jedes Kind seinen besonders gearteten Körper und Geist mit auf die Welt bringt, ist der erzieherische Einfluß, den die Eltern auf ihre Kinder ausüben, ein in jedem Falle besonderer, obwohl viele Eltern kopfschüttelnd sagen: „Daß auch ein jedes von unsern Kindern anders geartet ist; und wir haben sie doch alle gleichmäßig erzogen!“ Das letztere ist jedoch nicht der Fall. Fürs erste wäre zu bedenken, daß die Erziehungserhältnisse der Eltern bei der Geburt eines jeden Kindes andere sind, wenn man dabei die Art und Weise der Lebensführung in Betracht zieht. Zumeist hat das Erstgeborene die schlechtesten Zeiten, das Resthäkchen die besten Zeiten der Eltern zu durchleben. Mit den veränderten Verhältnissen haben sich aber auch — durch Erfahrung gereift — die Erziehungsmaßnahmen der Eltern, ihre Bildung, Einsicht, ihre Gedanken und Gefühle verändert. Womöglich ihre ganze Lebensanschauung, die in der Erziehung auf die Kinder zurückwirkt, ist eine andere geworden. Sehr pflegt sich auch das Temperament eines Menschen mit dem Alter zu verändern. Und der Einfluß der Geschwister, der beim Erstgeborenen ein so geringer, beim Letztgeborenen ein so gewaltiger ist. Die möglicherweise veränderte Wohnung mit anderen Möbeln; dann die anderen Nachbarn, die mehr als wir denken, auf die Entwicklung eines Kindes einwirken, die anderen Lehrer und — die anderen Schulkameraden und Freunde. Schließlich die veränderte Zeit! Und wie beeinflusst die körperliche Entwicklung die geistige, individuelle; was machen Zufälligkeiten im Kindesleben oft aus! Darf man sich da wundern, daß jedes Kind von dem andern verschieden ist? D. P.

Humoristische Ecke.

Fliegende Blätter.

Der falsche Ueberzieher. A (beim Verlassen des Restaurants): „Wie, fünfzig Pfennig Trinkgeld gibst Du dem Kellner?“ B: „O, der hat mir ja auch in einen sehr eleganten Ueberzieher hineingeholfen!“

Ein Menschenfreund. Sie (zum Dienstmädchen): „Lina stecken Sie diese Postkarte in den nächsten Briefkasten!“ — Er: „Aber Frau, Du wirst doch das arme Mädchen wegen einer Postkarte nicht die drei Stodwerke 'nunterschießen! ... Bringen Sie mir wenigstens eine Maß Bier mit, Lina!“

(Verschnappt.) Arzt: „... Ich kann mir diese Magenverstimmung gar nicht erklären! ... Sie müssen irgend etwas Verdorbenes gegessen haben!“ — Wirt: „Daß ich nicht wüßte, Herr Doktor! ... 's einzige was gestern abend nicht mehr ganz gut gewesen, das war die Gänseleber ... und die haben Sie ja a'fregt!“



Der Herr Vikar.

Von August Gantzer.

(Nachdruck verboten.)

Es klingelte an der Pfarrhofspforte. Der Postbote brachte eine breite, niedrige Kiste. Neugierig las der Herr Pfarrer die Aufschrift. „Nicht für mich“, sprach er enttäuscht und schickte den dienstbaren Geist damit nach oben zum Herrn Vikar. Das Gesicht des jungen, freundlichblickenden Mannes überflog ein Freudenschimmer, als er der Sendung ansichtig wurde. Hastig öffnete er die Kiste und entnahm ihr einen herrlichen Stich in dunkeln, vornehmer Rahmen, das erste Stück, das er aus eigenen Mitteln sich erworben und angeschafft. Der Heiland war darauf, der Himmelschloß, im Kreise unschuldiger Kinder. Aus seinem Auge quoll Milde und von seinen Lippen Liebe: — Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.

Den allerbesten Platz des Stübchens, die freie Fläche über dem Schreibtische, erhielt das Bild. Verklärtes Gesichtes stand der junge Geistliche vor seinem neuen Besitztume. Unwillkürlich faltete er die Hände. — —

Dem Pfarrhause gegenüber wohnte der Hansschreiner. Demüthig lag er unter dem Fenster und blickte in die helle Mondnacht hinaus. „Pauline“, rief er seinem Weibe, „Pauline, sieh nur den dummen Vikar da drüben! Sieh nur, der Esel betet ein Bild an! Eine gute Viertelstunde beobacht' ich ihn schon. Nein! Wie man auch so beschränkt sein kann! Das will studiert haben? Da hört doch alles auf! Verfluchter Söhnendienst, vermaledeiter!“ — — Ost stand er vor dem Bilde, der junge Vikar, lautlos mit gefalteten Händen. Seine Gedanken schlangen sich empor zum Ewigem. Heiß und innig gelobte er, die Fährte des himmlischen Lehrers zu wandeln und der Jugend ein treuer, milder Führer zu sein. —

Und er war es auch. Ein seliges, fröhliches Lachen ging jedesmal durch die Kinderschar, wenn der Herr Vikar die Schule betrat. Gekannt und aufmerksam lauschten die Kleinen seinen Worten; und wenn er ihnen von Gottes Herrlichkeit und seinen Wunderwerken, seiner Liebe und Fürsorge erzählte, blickten sie ihn mit großen Augen an und wagten kaum recht zu atmen. Die Religionsstunde wurde ihnen bald die liebste.

„Wie geht es mit dem Religionsunterricht?“, fragte eines Tages der gestrenge Herr Pfarrer. „Gut, gut“, antwortete zufrieden der Vikar. „Ja werde mir erlauben“, entgegnete der Pfarrer mit spöttischem Lächeln, „in den nächsten Tagen einmal Ihrem Unterrichte anzuwohnen“. Und richtig — er erschien. Mißmutig folgte er den eifrigen Reden des Vikars und den zaghaften Antworten der Kleinen. „Herr“, sagte er und zog den Vikar in eine Ecke des Schulzimmers, „Herr, Sie sind auf dem Holzwege. Auf diese Weise, wie Sie den Unterricht erteilen, werden Sie nie und nimmer ein günstiges Resultat erzielen. Bedenken Sie, an Ostern ist Prüfung und bis dahin muß der vorgeschriebene Lehrstoff vollständig bewältigt sein. Sie haben aber — nehmen Sie mir es nicht übel — im verfloßenen Halbjahre nichts Greifbares erzielt. Das Resultat ist die Hauptsache!“ Der Vikar stammelte etwas zu seiner Verteidigung. Der Gestrenge hörte aber nicht darauf; er trat vielmehr vor die Klasse und unterzog sie einem vernichtenden Kreuzfeuer. „Nun?“ zischelte er finsternen Blickes den Vikar an, „sehen Sie die Wichtigkeit Ihres Schaffens ein? Nichts ist! Nichts ist vorhanden! Nichts, rein gar nichts! Kommen Sie morgen in meine Klasse; da sollen Sie sehen, was es heißt, zielbewußt wirken.“

Pünktlich stellte sich der Vikar andern Tages im Schulzimmer der Oberklasse ein. Mit wichtigem Mehrerhefte bewaffnet erschien eine gute Weile der gestrenge Herr Pfarrer. Wie ein Feldherr unter seinen Truppen stand er da. Kurz und barsch schwirren die Fragen: wie Kanonenschiffe, wichtig und bestimmt schallten die Antworten. Wehe dem, der sich einfallen ließ, zu sprechen: Petrus sagte, wenn es im Buch hieß: Petrus sprach, Wehe ihm! Zwei Giebel auf die Hände waren sein Lohn. Und wenn gar eines sich unterstand, zu stocken! Vier wichtige Schläge trieben's zu scharfem Galoppe an. Stieren Auges sahen sie da, Knaben und Mädchen, und folgten den Fragen des Pfarrers. Kein Kopf, keine Hand und kein Fuß rührte sich. Aber nicht die Liebe war es, die sie lauschen ließ; Angst und Furcht sprach aus jedem Blicke. Das schallte und knallte ohne Pause, ohne Unterlaß, mit unerhörter Schnelligkeit, Schuß auf Schuß, Schlag auf Schlag! „Sehen Sie, Herr Vikar“, sprach am Schluß der glänzenden Parade strahlend der Sieger, „das sind Resultate, handgreifliche Resultate. Darauf müssen Sie hinarbeiten.“ Der Vikar drückte seine Bewunderung aus, wagte aber zugleich, etwas von Gemütsbildung einzuwerfen. „Dahaba“, lachte der Gestrenge, „gehen Sie mir mit solch billigen, lächerlichen Schlagwörtern! Weiber und Schwächlinge klammern sich an solche

Phrasen. Für Männer ziemt sich Laten.“ Und Laten übte der Starke zum Schluß auch aus. Nachdem die ganze Klasse abgehört worden und glänzend bestanden war, kam zu guter Letzt noch die sogenannte Eselsbank an die Reihe. Ihre Aufsassen wurden aber keiner einzigen Frage gewürdigt. „Von diesen“, sprach der Gestrenge, „erhält jeder sechs Laten aufgezündet und dann hat sich's.“ Und also geschah es auch.

Einige der armen Teufel wimmerten bei Erstellung dieses eigenartigen Religionsunterrichtes; die andern ließen gleichgültig und abgestumpft das Strafgericht über sich ergehen.

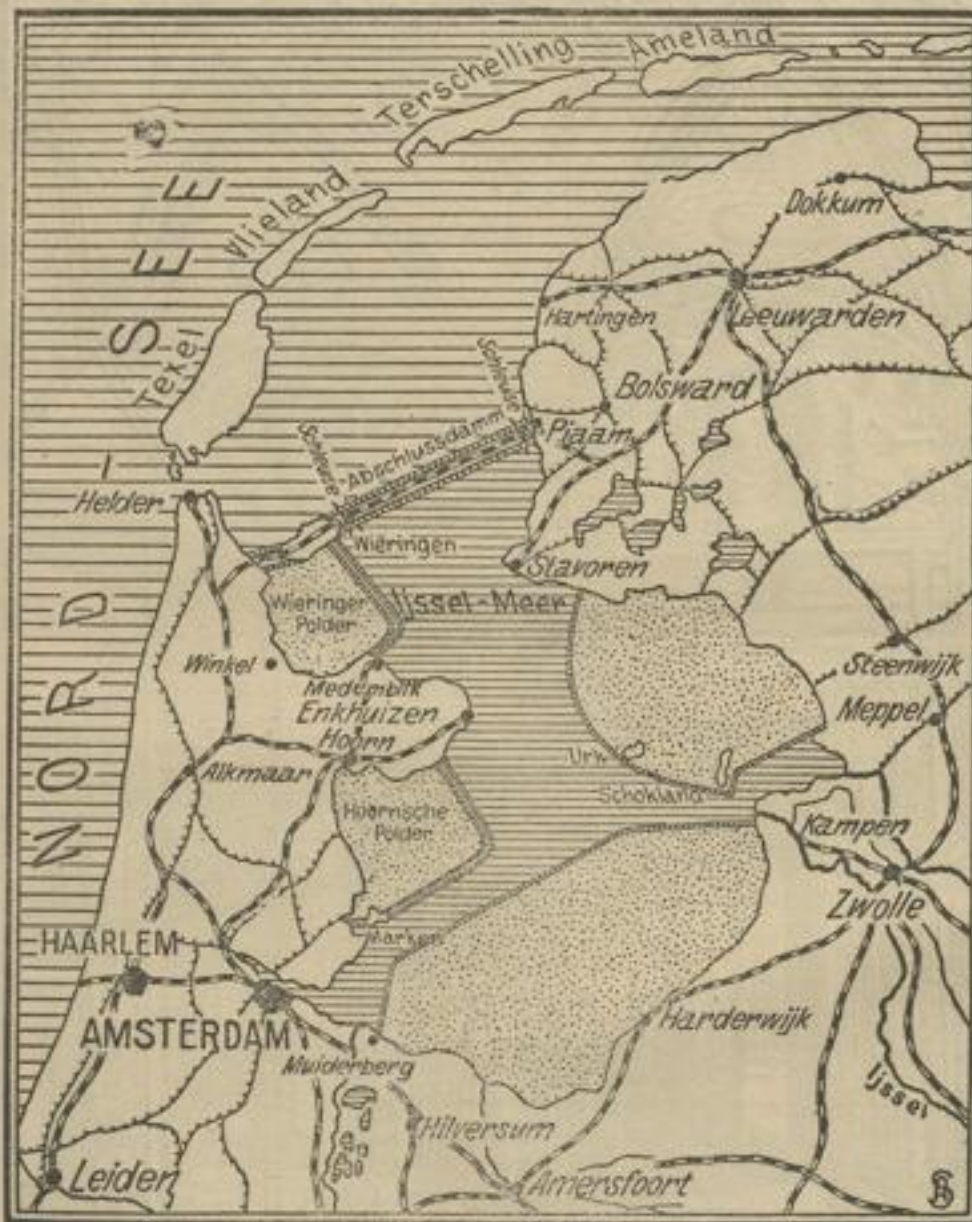
Siegesbewußt verließ der Feldherr das Schlachtfeld, niedergeschlagen sein Adjutant. Ein anderer Hauch lehrte nun auch in der Unterklasse ein. Der Herr Vikar wurde strenger und ernster. Sein ganzes Sinnen und Wirken zielte auf Erfolge. Wer ohne zu stocken eine Katechismusfrage beantworten konnte, wurde gelobt; wer stockte war des Tadels sicher. Zu Hieben konnte er sich aber trotz allem nicht entschließen; sein Innerstes sträubte sich dagegen. Dafür wandte er aber ein anderes Mittel an, das den Kindern noch erheblich mehr Schrecken einflößte. — Arreststrafen. Wer den Memorierstoff nicht wie am Schnürchen herfangen konnte, wer bei der Abhör schlecht bestand, mußte unter Aufsicht des Vikars eine Stunde nachsitzen. Der Gute legte hiedurch den allermeisten Arrest sich selber auf; aber er gedachte der kommenden Prüfung, wo es galt, neben dem Herrn Pfarrer in Ehren zu bestehen; und gerne brachte er

Broni bestand glänzend. Gretli aber, o wehe, Gretli verstrickte sich in einem handwurmartigen Satz, stockte und wurde mit Arrest bedacht. Unter den Heulenden, die um elf Uhr die Ohren des biedern Sattlermeisters und Feuerwehrtauptmannes zerfleischten, unter den Jammernden, die von neuem feinen Groll und Ingrimm erweckten, war auch Gretli. Broni rannte schnurstracks zum Vater, der unweit der Schule in einem Hofe Holz spaltete, und klagte tränenden Auges Gretlis Not. „Was?“ schrie der arme Teufel, „Gretli muß sitzen bleiben und hat es doch so gut, so ausgezeichnet gelernt! Das darf nicht sein! Das ist unrecht! Das leid ich nicht!“ Während stürmte er mit dem Werkzeug, das er gerade in der Hand hielt, dem Schulhause zu. Weit, sperrangelweit riß er die Türe auf, und mit hochgehobener Art drang er rasend auf den Geistlichen ein. Dieser sprang entsetzt auf die Seite und entriß dem Schrecklichen seine Waffe. Fluchend und scheltend, aber doch einigermassen abgekühlt, entfernte sich der Holzmacher. Den Vikar aber litt es nicht mehr in der Schule. „Kinder, geht heim“, sprach er; und dann schritt er mit der Art dem Pfarrhause zu. Der gestrenge Pfarrer machte große Augen, da er ihn also kommen sah. „Was?“ schrie er, als er den Vorfall erfuhr, „der Lump! Der Trost! Dem wollen wir heimleuchten! Hausfriedensbruch ist das, Bedrohung, Mordanfall! Auf der Stelle setzen Sie sich hin und melden die Sache dem Staatsanwalt. Das Volk wird immer frecher und gewalttätiger. Es muß ein Exempel statuirt werden!“

Der Vikar setzte sich auch wirklich hin und schrieb. Aber er schrieb nicht in einem Flusse; oft besann er sich; und oft blickte er zu dem Bilde empor, das über seinem Schreibtische hing. Als der Abend herniederfiel war der Brief an den Staatsanwalt noch nicht beendet. In der Nacht hatte der Vikar einen seltsamen Traum. Ihm träumte, er sähe eine blihende Art; diese bewegte sich im Kreise, erst langsam dann immer schneller und schneller. Und zuletzt, da wurde sie zur Sonne und sandte Feuerstrahlen nach allen Seiten aus. Und aus dem Strahlenmeere trat ein hoher, herrlicher Mann hervor, ein Hirte, der ein Lamm auf seiner Schulter trug. Und viele, viele Kindlein in weißen Kleidern, mit Pflanzstengeln in den Händchen knieten zu seinen Füßen. Und er sprach süß und lieb: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich. Und er sagte es dreimal, jedesmal lauter und jedesmal inniger. Und beim drittenmale erwachte der Vikar. Und er richtete sich auf in seinem Bette; und er faltete die Hände und betete, lange, lange. — — Mit Tagesanbruch zerriß er den angefangenen Brief. Als die Papierschnitzel im Ofen flackerten, pochte es zaghaft an der Türe. Der arme Holzmacher wollte herein und fiel dem Geistlichen zu Füßen. „Lieber Herr Vikar“, stammelte er, „der Jörn hat mich hingerissen; es hat mich gepackt, ich weiß selber nicht wie; ich hab mich schwer vergangen. O, seid mir nicht böß! Verzeiht mir, Herr! Es tut mir von Herzen leid. Verzeiht mir! Ich bitt' Euch um Gottes willen.“ Mit beiden Händen ergriff er die Rechte des Vikars und blickte ihn lebend an. Dieser zog ihn empor. „Recht war es nicht“, sprach er ernst, „doch wollen wir des Vorfalls verzeihen. Ein andermal aber bändigt Euern Jörn. Ihr schadet Euern Kindern und Euch selbst.“ „Es soll nie mehr vorkommen, nie mehr“, versicherte der Unglückliche. Der Vikar gab ihm die Art zurück. Mit Tränen in den Augen, unter Worten des Dankes entfernte er sich.

Der gestrenge Pfarrer wertete gewaltig, als er von des Vikars Nachgiebigkeit erfuhr. „Welch ein törichtes Tun“, donnerte er, „wirsten sehe ich und Eichen möchte ich sehen! Auf diese Weise erzieht man das Volk zur Unbotmäßigkeit! Männer mangeln unserer Zeit!“ Der Vikar störte sich jedoch nicht an seinen Ergüssen; er schwieg. In der Schule wurde er wieder der Alte. Er verließ den eingeschlagenen Jernweg und verzichtete darauf, der Abrichtung und blendenden Scheinerfolgen nachzujagen. Arrest bekamen die Kleinen nimmer; und sie erlebten samt Meißter Reuter, dem Sattler und Feuerwehrtauptmann, sonnige, wonnige Tage. Grimm und Groll schwanden hin wie der Schnee in der Frühlingssonne. Die Feuerleiter hatte gute Ruhe und die Jugend ihr von Gottes und Rechts wegen zukommendes Glück. Die Religionsstunde war den Kindern bald wieder die liebste. Mild blickten die Augen des Geistlichen wieder, und Liebe, reinste Liebe strahlte aus hundert Kinderaugen zurück. Die Liebe aber zeitigte allmählich die schönsten Früchte. Das Wort blieb nicht tot und starr. Der Hülle entstieg ein herrlicher Schmetterling, die edelsten und reinsten Regungen. Durstige wurden getränkt, weil Kinder es wollten; Hungrige wurden gespeist, weil Kinder drum baten; Kranke wurden besucht, weil Kinder ihrer gedachten; Fremde wurden beherbergt, weil Kinder sie bemitleideten. Der Geist Gottes lebte in den Kleinen; und wenn sie auch nur stammeln konnten, sprach er doch aus ihnen.

Kurz nach Ostern kam der Delan, ein ehrwürdiger Greis, und hielt die Prüfung ab. Das Feuer der göttlichen Liebe,



Karte zur Trockenlegung der Zuydersee in Holland.

das Opfer.“ Wenn vom Turme das Gefuhrglöckchen läutete und die Scharfschützen, die Fleißigen, die Bestandenen, heim trippelten, erhob sich allemal ein ohrenzerreißendes Jammergeschrei, angestimmt von der Schar der Zurückbleibenden. Neben der Schule, durch eine Hofmauer von ihr getrennt, stand ein stattliches Haus, das Meißter Reuter, der Sattler und Feuerwehrtauptmann, bewohnte. Als erstmals vermeldetes Geheul erscholl, legte der biedere Mann blickschnell die Feuerleiter an die Mauer und stieg im Nu auf deren Höhe. Er wähnte, es sei Feuer ausgebrochen, und wollte die armen Kleinen dem tödlichen Elemente entreißen. Als er aber, auf der Mauer angekommen, in das Schulzimmer blickte und darinnen zwei Tugend Vuben und Mädchen wahrte, die sich in Angst und Verzweiflung an die langen Rockschöße des Vikars klammerten, da stieg er wieder langsam die Leiter hinab, Groll, bitteren Groll gegen den Peiniger im Herzen.

Unter den Kleinen, denen der Herr Vikar das süße Joch und die sanfte Bürde des Heilandes auflegen sollte, waren auch Broni und Gretli, die zwei Kinder eines armen Holzmachers. Mit Todesverachtung hatten die beiden Zwillinge am Donnerstagabend ihre Aufgaben gelernt; und der müd von der Arbeit heimkehrende Vater hatte sie selbst abgehört. Entzückt von ihrem Fleiß, bezaubert von ihrem staunenswerten Wissen, hatte der gute Mann ihnen das höchste Lob gespendet; und glücklich waren die Mädchen entschlummert. Vertrauensvoll schritten sie am andern Morgen zur Schule.

das aus den Augen der Kleinen sprühte, blieb ihm nicht verborgen, aber auch die Angst und Furcht nicht, welche die Blicke der größeren Schüler entstellte. Freude überstrahlte sein Antlitz, als er zum Schluß dem jungen Vikare stumm die Hand drückte. Den gestrengen Pfarrherrn aber führte er in eine Ecke des Schulzimmers. „Bewunderung Ihrer Willensstärke, Herr Bruder,“ sprach er, „aber mehr Liebe, mehr Liebe, mehr Liebe! Vergessen Sie ja nicht des Herren Wort: Mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht!“

Was tut eine gute Mutter.

- Auf diese Frage gibt der praktische Wegweiser folgende Antwort:
- Sie tadelt und lobt ihre Kinder nicht in Gegenwart von Gästen.
- Sie pflanzt in das Herz ihrer Kinder Liebe zu allem Guten und bewahrt sie vor bösen Einflüssen.
- Sie gibt ihnen eine frohe Jugend, damit sie mit Freude an ihre Kindheit zurückdenken können.
- Sie lehrt ihre Kinder die Seligkeit des Gebens.
- Sie vernachlässigt keines in ihrer Liebe, sondern ist gerecht und gleichmäßig gegen jedes.
- Sie hat im Gewahren und Versagen der Bitten ihrer Kinder keine Launen.
- Sie läßt das Kind, das sie gestraft hat, fühlen, daß es ihr wehe tut, strafen zu müssen, und nimmt es nachher liebreich wieder auf.
- Sie bleibt jung mit ihren Kindern.
- Sie achtet auf der Kinder Haltung und Gebärden und bekämpft häßliche Manieren.
- Sie lehrt die Kinder höflich sein gegen Hoch und Niedrig.
- Sie duldet keine Tierquälerei.
- Sie lehrt ihre Kinder ihre Lehrer achten und lieben.
- Sie duldet nicht, daß ihre Kinder unter sich falsch sprechen.
- Sie duldet nicht, daß ihre Kinder gegen Arme und Gebrechliche rücksichtslos sind.
- Sie erinnert sich, was ihr in ihrer Kindheit wohl und wehe getan, und erzieht ihre Kinder darnach.
- Sie gewährt ihren Kindern eine gewisse Selbstständigkeit, weil sie weiß, daß eigene Erfahrungen klug machen.
- Sie härtet ihre Kinder gegen Wind und Wetter ab und gewöhnt ihnen auch allzu große Empfindlichkeiten gegen die Unbilden des Lebens ab.
- Sie lehrt ihre Kinder, daß Hoffnung nicht zuschanden wird, wenn auch unsere Wünsche sich oft nicht so verwirklichen wie wir es wünschen.

Allerlei.

§ Geistliche Gedankenränder. Unter dieser Epithete bringt die „Voss. Ztg.“ folgende Anekdoten: Der amerikan. Kanzelredner Ward Beecher hat einmal während eines Auserhaltens in einem fashionablen Seebad eine seiner besten Predigten in der Kirche mit anhören müssen. Nach Schluß des Gottesdienstes erwartete er den Prediger beim Kirchentor und sagte:

„Erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich Ihre Predigt sehr bewundere.“

„Freut mich, daß sie Ihnen gefiel; hoffentlich haben Sie sie sich zu Herzen genommen,“ entgegnete der aufgeblasene junge Geistliche.

„Sie haben wohl viel Zeit zum Niederschreiben gebraucht.“

„O, durchaus nicht; ein paar Stunden genügten mir.“

„Wirklich? Das ist seltsam; denn ich habe auf den Entwurf mindestens drei Wochen verwendet.“

„O! Dann sind Sie Dennis Ward Beecher?“

„So lautet mein Name.“

„Dann gestatten Sie mir zu sagen,“ erwiderte der selbstbewußte Geistliche, den nichts außer Fassung brachte, „daß ich mich nie schäme, Ihre Predigten in irgend einer Kirche vorzutragen.“ Jog den Hut und ging als Sieger nach Hause.

Als Dr. Allen einmal den dritten Satz seiner Predigt vollendet hatte, hörte er einen unter der Kanzel sitzenden alten Herrn die kurrrenden Worte hervorstoßen: „Das ist von Sherlock.“ Die Predigt war nicht viel weiter fortgeschritten, so brummte es unter der Kanzel: „Das ist von Tillotson.“ Und nach einigen weiteren Sätzen erklang es von unten mit noch größerem Nachdruck: „Und das stammt von Blair.“ Dem Prediger, der bekannte Predigtammlungen verstorbener Kanzelredner ausgeplündert hatte, um seine Predigt auszuschmücken, ging die Geduld aus; er beugte sich über die Kanzel und rief: „Mensch! Wenn Sie nicht Ihr unerschämtes Maul halten, werde ich Sie vom Kirchendiener wegen Störung des Gottesdienstes hinauswerfen lassen!“ „Das ist aus der eigenen Küche,“ sagte der alte Herr mit der größten Seelenruhe unter dem Röhren der andächtigen Gemeinde.

Dreihundvierzig Monate im Schlaf. In einer Sitzung der Berliner Psychologischen Gesellschaft sprach Professor Dr. Albert Gulenburg über „Pathologische Schlafzustände“. Aus dem Vortrage, der leider wegen seiner streng wissenschaftlichen Darstellungsweise nur von dem mit der Materie durchaus vertrauten Zuhörer voll gewürdigt werden konnte, sei hier lediglich der Bericht über einen besonders merkwürdigen Fall von pathologischer Schlafsucht wiedergegeben. Es handelt sich um einen 43jährigen, sonst gesunden Mann der seit dem 15. Juni 1904 bis zum heutigen Tage, also seit nicht viel weniger als vier Jahren, ununterbrochen schläft, das heißt die Augen fest geschlossen hält, niemals spricht und in keiner Weise zu irgend einer erheblichen Muskelaktivität veranlaßt werden kann. Sonderbar ist, daß die Nahrungsaufnahme, sobald man den Kranken füttert, ganz ungestört in normalen Rhythmus und Schluckbewegungen erledigt wird. Charakteristisch ist ferner für seinen Zustand der gänzliche Mangel an Sensibilität; auch die stärksten Hautreize bleiben scheinbar ohne jede Wirkung.

Gesundheitspflege.

- § **Vorsicht bei Schnupfen.** Aus London wird berichtet: Dr. Basil W. Nutman machte bei einem Krankenbesuch in Southport dieser Tage eine eigenartige Erfahrung. Er wurde an das Krankenlager eines zwölfjährigen Kindes gerufen und mußte hier feststellen, daß dieses an einer schweren Gehirnhautentzündung erkrankt war, dessen Ursache ein heftiger Schnupfen bildete. Der Tod des Kindes trat sehr bald ein und eine genaue Untersuchung ergab, daß der gleiche Vorgang, der im Verlauf einer Lungenentzündung beobachtet worden ist, sich in den oberen Nasenschleimhäuten abgespielt hatte. Dann hatte sich dieser Prozeß auch auf die Hirnhaut ausgebreitet, wodurch der schnelle Tod des kleinen Patienten herbeigeführt worden war. — Der genannte Arzt warnt infolgedessen dringend davor, einen Schnupfen fernerhin so leichtsinnig zu behandeln, wie dies allgemein geschieht.
- § **Erfrorene Nase.** 1. Man schabt trockene Kreide in Leinöl und macht aus beiden eine Salbe, die man auf Leinen streicht und öfters am Tage frisch auflegt. Nach einigen Tagen ist der Frost verschwunden. 2. Schmelze einen Teil Kolophonium, halb soviel Wachs und etwas Baumöl in einem neuen irdenen Topfe zu Salbe, die dann, auf alles Reinen gestrichen, den Frost auszieht.

Landwirtschaftliches.

§ **Gefag für Hafer als Pferdefutter.** (Nachdr. verb.) Sobald der Preis für Futterhafer zu hoch wird, tritt an die Pferdebesitzer die Frage heran, ob er nicht mit Vorteil ersetzt werden kann. Wenn wir hier einige Erfahrmittel anführen, so sei im Voraus bemerkt, daß der Hafer bei sehr vielen Pferden durch ein anderes Futter überhaupt nicht zu ersetzen ist. — Empfohlen wird als zweckmäßiges und billiges Erfahrmittel u. a. für einen Teil der Haferration die grüne Melasse oder Melassefuttermittel. Jüder in Form von

Melasse ist entschieden das billigste Kraftfütterungsmittel. Die großen Pferdebestände in Paris sowie die Militärverwaltung in Deutschland verwenden seit Jahren Melassefuttermittel mit dem besten Erfolge. Als sehr schätzenswerte Begleiterscheinung von Melassefütterung ist deren günstige diätetische Wirkung zu rühmen, welche die Kolikfälle herabsetzt, oder doch deren Verlauf in augensichtlicher Weise mildert. Am billigsten stellt sich die Fütterung der frischen Melasse. Da diese jedoch nur in ganzen Fässern von den Zuckerfabriken bezogen werden kann, so wählt man entweder Torfmelasse oder Mischungen von Melasse mit Kraftfütterungsmitteln. Unter letzteren ist für Pferde besonders zu empfehlen Viereckermelasse. Immerhin muß man bei Ankauf von Melassefuttermitteln sehr vorsichtig sein, weil die süße Melasse Gelegenheit bietet, verdorbene Futtermittel zu verdecken. — An der Versuchstation des Staates Maine (Ver. St.) wurde festgestellt, daß bei Fohlen ein Mischfutter von Mais, Gerste, getrockneten Viereckern, Bohnen, Erbsen, Kleien und Baumwollensaatmehl mit geringem Kostenaufwande ein größeres Wachstum erzielt wurde als mit Hafer. Das gleiche ergab sich bei einer Mischung von 100 Teilen Erbsen- und 111 Teilen Weizenmehl. Auch eine Mischung von Weizenmehl und Leinamelmehl ergab gute Resultate. Hierzu bemerken wir, daß wir, bei aller Achtung vor jener Versuchstation, den Hafer bei der Aufzucht von Fohlen unter keinen Umständen entbehren möchten. — In manchen Gegenden ist Roggenfütterung an Pferde Mode. Abgesehen davon, daß dieses Verfahren in sehr vielen Fällen durchaus nicht zu empfehlen ist, sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß der Roggen viel Wasser aufnimmt. Deshalb beobachtet man nicht selten Koliken, wenn Pferden trockener Roggen gegeben wird. Besser als in geschrotetem Zustande wird der Roggen in gequelltem oder gelochtem Zustande an Pferde verfüttert werden; auch soll die Gesamtration nicht mehr als zur Hälfte aus Roggen und die andere Hälfte aus Hafer bestehen. — Viel wird jetzt als Pferdefutter „Haferwert“ angeboten. Dasselbe ist zuerst von Domänrat Wegner in Friedrichsdorf für den Bedarf in seiner eigenen Wirtschaft zusammengestellt. Das Futter „Haferwert“ ist ein Mischfutter, welches aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt ist; es besteht aus 8 Sorten zerkleinerter Zerealien, getrockneten Zuckerrübenschnitzeln, Melasse, Leinamen, und ist das Ganze mit durchschnittlich 2,5% Maltprodukten gemischt, deren Herstellung durch ein Patent geschützt ist. Beim Ankauf von „Haferwert“ ist auf die Gefahr hinzuweisen, die beim Ankauf eines jeden Mischfutters vorhanden ist, nämlich, daß minderwertige und weniger gehaltreiche Futterstoffe verwendet wurden, als dies ursprünglich der Fall ist.

§ **Ausfütterung für Veerenobst.** (Nachdr. verb.) Die alleinige Stallmistdüngung in Zwischendünen von 2 bis 4 Jahren genügt nicht, um die Strauchobstarten zur befruchtenden Holz- und Fruchtbildung zu bringen. Nur durch Anwendung künstlicher Düngemittel wird der durch bloße Stallmistdüngung erzielte Ertrag ganz erheblich gesteigert, so daß sich die angewendeten Kosten reichlich bezahlen. Einzelne Veerenobstarten entwickeln sich schon durch eine Kali-Phosphatdüngung recht gut. Den besten Erfolg erzielt man unstreitig mit allen Nährstoffen, nämlich bei Düngung von Stickstoff, Kali und Phosphorsäure, weil sich dann die Holzteile und Früchte besser entwickeln. Versuche haben nachgewiesen, daß bei einzelnen Veerenobstarten, wie Himbeere, Stachelbeere und Erdbeere, das Düngerbedürfnis für Kali am größten ist. Als mittlere Düngung pro a kann man 14 kg Kalinit, 6 kg Superphosphat und 3,5 kg schwefelsaures Ammonial rechnen. Von dieser Mischung soll 2/3 im zeitigen Frühjahr untergebracht werden, während der Rest zur Ruhezeit im Winter aufgestreut wird. Wird Chilisalpeter angewendet, so empfiehlt es sich, den Chilisalpeter zu 2 Zeiten und ungefähr in derselben Menge zu geben wie das schwefelsaure Ammonial; die eine Hälfte gleich bei Beginn der Vegetation, die zweite aber beim Ansat der Früchte. Auf diese Weise wird jedenfalls die Fruchtbarkeit der Veerensträucher nach Möglichkeit gehoben, außerdem die Qualität der Früchte in hohem Grade verbessert.

Vorausichtliches Wetter

am Sonntag, 19. Januar 1908:
Tagsüber mild, sonnig und anhaltend klar.

Redaktion, Druck und Verlag von L. Lauf in Altensteig.

Altensteig.
Lehrlinge und Lehrmädchen
für Bijouterie- und Kettenfach
werden unter günstigen Bedingungen angenommen.
Silberwarenfabrik
Lutz & Weiß.
Besuche sind zu richten an
J. Maisenbacher.

Altensteig.
Von heute ab treffen jeden **Mittwoch und Samstag** größere Sendungen
1st. Süßrahm-Café-Butter
1/2 und 1/4 Pfd.-Stücken ein bei
Chr. Burghard jr.
Altensteig-Stadt.
Schranzenzettel vom 15. Jan. 1908.
Neuer Dinkel . . . 8 20 8 14 8 —
Haber 9 40 8 78 8 60
Kernen — 12 — — —
Gerste 10 — 9 89 9 —
Roggen 12 — 11 86 11 —
Bohnen 8 50 8 88 8 30
1/2 Kg. Butter 90 Pfg.
1/2 Liter 15 Pfg.

Altensteig.
Für Schlittenpartien!
Bringe meine hocheleganten bequemen
Schlitten
in empfehlende Erinnerung
Adam Gebr.
Geschäfts-Bücher
empfiehlt die **W. Rieker'sche Buchhandlg.**

